



Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 5.

Mai 1902.

V. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Zum Monat Mai	129	Mission und Cultur.	152
Rückkehr der Missionäre aus Gondokoro.	130	Die Glaubensboten des deutschen Volkes:	
Missionen auf dem weissen Nil. Von		St. Beatus.	155
Dr. Clemens Schröber, S. d. h. S.	130	Verschiedenes: Aberglaube. — Die Löwen.	
Afrikanische Plaudereien. Von P. Josef		Jugend in Ostafrika. — Selbstmorde in	
Münch, S. d. h. S.	135	Afrika. — Ameisenplage.	158
Reiseerinnerungen aus Ostudan. Von K.		Narrienverein für Afrika.	160
Geyer.	141	Zu unsern Bildern.	160
Aus dem Leben der Barabra in Rußien.			
Von K. Geyer.	143	Abbildungen:	
Vielweiberei und Höfendienst in Togo		Die Moienkönigin. — Fellachweib mit Krug. —	
(Westafrika).	149	Eine Schule in Aegypten. — Handelsbarben auf	
Die wirtschaftliche Erschließung Ugandas.	151	dem Nil. — St. Beatus. — Music. Aegypterinnen.	



Um Gotteslohn!

erbitter das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern entbehrliche Bücher, wenn auch älteren Datums, besonders

ascetischen und theologischen Inhaltes.

Missionshaus Mühlau bei Brixen.

Ältere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K, der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K, der dritte à 2 K, der vierte à 3 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 6 Kronen — 6 Mark.



Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer und Adressenänderungen etc. stets bis zum 20. des Monats angeben zu wollen.

Herzliche Bitte an unsere verehrl. Leser!

Wir bitten unsere Freunde, uns neue Abnehmer gewinnen zu wollen. Durch Bestellung des „Stern der Neger“ wird ein hervorragend katholisches Werk unterstützt und zugleich ein österreichisches und deutsches Unternehmen, nämlich die Entwicklung unseres Missionshauses, gefördert, worin Kinder unserer Heimat und Söhne unseres Vaterlandes zu Missionären ausgebildet werden.

Diesenigen unserer verehrten Leser und Wohlthäter, welche von den vergriffenen Nummern 1 bis 5 incl. des 2. Jahrganges des „Stern der Neger“ überzählige Exemplare besitzen, erlauben wir uns herzlichst zu bitten, uns dieselben um Gotteslohn und der guten Sache wegen gütigst zukommen lassen zu wollen, da wir an deren Besitz ein lebhaftes Interesse haben und selbe mit dem größten Danke entgegennehmen.



Briefkasten.

P. J. M. in **A.** Wir bitten E. S. ein Negermädchen auf den Namen „Kosa“ zu taufen und uns gelegentlich die Fotografie desselben senden zu wollen!

J. D. in **L.** Besten Dank für die Ostergabe!

Gehr. Fr. in **R.** Die ersten 5 Arn. des II. Jahrganges sind vergriffen; Nr. 2/I. folgt anbei.

P. J. W. in **G.** Wir danken Ihnen für die freundliche Mittheilung und werden uns dieselbe zu Nutzen machen!

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 26. März bis 26. April 1902.)

Unsern geehrten Abonnenten zur gefl. Kenntnissnahme, dass wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:

	Kronen
Aus Borarlberg	219.—
Dr. Becker, Mainz, für zwei Heidenkinder: Peter und Anna	46.88
A. Juritsch, Turn-Severin	5.—
Aug. Schulz, Herzheim, Rheinpf.	3.51
N. N., Lienz	10.—
Zulius Krill, Blansko	1.—
N. N., Coblenz, in Briefmarken 2 M =	2.34
Anton Jais, München	40.80
Joh. Neckenig, Engers	23.46
Jos. Propst, Braunau a. Inn	1.—
J. D., Lienz	10.—
Aus Salzburg	67.—
Joh. Godec, Vipoglav	3.—
Kath. Ortmeier, Fürstenzell	0.80
H. Fessler, Pfarrer, Hohenweiler	7.—
Hugo Niedermaier, Bregenz	2.—
N. N., Decan, L., Borarlberg	2.—
Emilie Spieler, Hohenems	3.—
Anton Nägele, Weiler	10.—
Maria Beza, Sternberg	20.—
Jakob Jeky, Pfarrer, Altsch	2.—
M. Leo Resenjohn, Inner-Laterns	2.—
J. Büchel, Curat, Inner-Laterns	2.—
Magnus Keck, Inner-Laterns	2.—

	Kronen
Joh. Breuß, Laterns	2.—
E. Stuter, Laterns	2.—
Jos. Furgerer, Laterns	2.—
Gottlieb Zech, Laterns	2.—
Mois Keckeis, Laterns	2.—
Leo Keckeis, Laterns	17.—
Jakob Matt, Laterns	20.—
Lorenz Duelli, Pfarrer, Meiningen	2.—
M. Gargitter, Brigen	—20
Aus Salzburg	168.—

Für heilige Messen:

Marie Reinke, Münster, Westfalen	10.56
Gg. Vodenhuber, Ebensee, Oberöft.	1.—
Aug. Schulz, Herzheim, Rheinpf.	7.04
N. N., Lienz	10.—
Joh. Cistochy, Wien	5.—
Wosinger, Nothenkirchen	61.—
M. Beckert, Oppeln	39.52
E. Zaruba, Pfarrer, Komornik	41.05
J. König, Trier	5.84
Christine Weiller, Ehrweiler	58.40
Joh. Godec, Vipoglav	3.—
Maria Krill, Blansko	3.—
Franz Weiß, Landshut, Bayern	26.38

Joh. Cistochy, Wien, sandte alte Briefmarken, ferner neue Marken im Werte von 5.95 Kronen. —

Dr. J. Chr. Mitternugner in Neustift: 2 Grammatiken der Bari-Sprache.

Allen unseren Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.

Soeben ist erschienen:

Der fromme Messdiener

Gebetbüchlein zum Gebrauche beim Dienen der heil. Messe. 16°. (Taschenformat). 30 S. Preis gebunden in Halbleinwand 15 Pfg.



Dieses Büchlein enthält die lateinischen Antworten des Messdieners in dentlichem, schönem Druck mit Angabe der Betonung. Was jedoch besonders wertvoll ist, sind die Gebete, die zwischen den Antworten dort eingelegt sind, wo auch der Messdiener andächtig betend dem hl. Messopfer beizuwohnen soll.

Leben des hl. Benedict Josef Labre.

Mit 32 Illustrationen. Preis M. 10. 100 Exemplare M. 9.50.

Strassburg i. E.

Verlag von F. X. Le Roux & Cie., Bischöfl. Druckerei.

NEU! Das kleine Apostolat für Afrika. NEU!

Verlag des Marienvereins für Afrika, Wien I., Stefansplatz 6. Im Commissions-Verlage der Buchhandlung des Katholischen Schulvereines, Wien I., Dorotheergasse 7. Preis 10 Heller.

Wir empfehlen diese neue Vierteljahrschrift allen unsern verehrten Lesern aufs Wärmste. Dieselbe führt sich mit folgendem Vorwort ein:

„Mit diesem Heftchen beginnt eine neue Vierteljahrschrift, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Euch, liebe Leser, von den armen Völkern Afrikas zu berichten, denen die Segnungen und Gnaden des Christenthums zu bringen, die Aufgabe des Marienvereines für Afrika ist. Von diesen Völkern gilt noch größtentheils das Wort der heiligen Schrift: „Sie sitzen in Finsternis und im Todesschatten.“ Doch in manche Gegenden ist bereits das Licht des Evangeliums vorgebracht, so dass diese Heftchen nicht bloß von den traurigen Verhältnissen dieser unter dem Banne ihrer Leidenschaften stehenden Völker erzählen und Euer christliches Herz, liebe Leser, zur Opferwilligkeit für die Missionsthätigkeit in diesen dunklen Gegenden anspornen, sondern Euch auch erfreuen sollen, wenn Ihr vernehmet, welche edle Frucht die Thätigkeit der Missionäre unter diesen Völkern gebracht hat. Die liebe Gottesmutter, die Hilfe der armen Neger, segne diese kleine Zeitschrift, auf dass durch dieselbe recht Viele, die schon so glücklich sind, Kinder der heiligen katholischen Kirche zu sein, dazu gewonnen werden, am Werke der Bekehrung ihrer ebenfalls durch Christi Blut erlösten Brüder und Schwestern in dem dunklen Welttheile durch Unterstützung des Marienvereines für Afrika thatkräftig mitzuwirken.“



Marien-Verein für Afrika.

Zweck. Der Zweck des Vereines ist die Förderung der katholischen Missionen und der Sklavenbefreiung in Afrika (§ 2).

Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes sind: 1. Das tägliche Vereinsgebet: ein Vater unser und ein Ave mit dem Zusatz: V. „Bitte, o Himmelskönigin Maria, für die unglücklichen Neger!“ „Auf dass sie mit uns würdig werden der Verheißungen Christi!“ 2. Beiträge, und zwar mindestens 10 Heller im Monate (§ 3).

Das Hauptfest des Vereines ist das Fest Mariä Geburt am 8. September. Jährlich wird im Monat November eine Seelenmesse für die verstorbenen Mitglieder der einzelnen Pfarrabtheilungen gelesen.

Das Organ des Marienvereines für Afrika ist die Monatschrift „Stern der Neger“, sie kostet per Post jährlich 3 Kronen und wird abonniert unter der Adresse: „Missionshaus von Mühland bei Brigen in Tirol.“





Deutscher Glaubensbote.

Nr. 5.

Mai 1902.

V. Jahrg.

Zum Monat Mai.

Schön sind die Saaten des Sommers, prächtig der Herbst mit seinen prangenden Früchten, und die stille Weihnachtszeit, welchen Reiz übt sie nicht aus auf alt und jung! Und wenn dann am Ostertage die Kirche ihr Feierkleid anzieht, wenn die Osterfahnen triumphierend auf den Thürmen flattern und das Alleluja jubelnd durch die Thäler hallt, welche Seele fühlt sich da nicht erhoben, welches Herz sich nicht angetrieben zu edlem und hohem Streben für Gott und seine Sache!

Schöner aber noch, gleichsam der König der Monate, ist der Mai. Er ist der belebende, sprossende, blumenreiche Monat: Die Fluren grünen, die Bäume sprossen, alles blüht, die ganze Natur lebt wieder in jugendlicher Frische auf, ja, er selbst ist gleichsam eine Blume!

So ist der Mai ein schönes und würdiges Abbild jener, der er geweiht ist, der Maienkönigin. Sie ist ja die Blume im Felde und die Lilie im Thale (Hohel. 2), die heiligen Frieden in die vielbewegten Menschenherzen strahlet, die alles mit Trost und Licht erfüllt, die niemals altert, die niemals verblüht. — — —

Wann wird doch einst die Stunde kommen, wo diese Blume auch in die armen Herzen unserer schwarzen Brüder im fernen Heidenlande scheint! — Wahrlich, es wäre etwas Schönes, und große Freude könnten wir der Maienkönigin, der Königin des Negerlandes bereiten, wenn wir alle, ein jeder in seiner Weise, das Rettungswerk dieser hilflosen Waisen beförderten, wenn das die Frucht unserer Maiandacht, die Wirkung unserer Liebe zu Maria wäre. Der Lohn würde dem Werke entsprechen!

Rückkehr der Missionäre aus Gondokoro.

Wie wir unsern Lesern in vorletzter Nummer mitgetheilt hatten, war das Ziel der Missionäre das Land der Latuka im Südosten von Gondokoro. Nach ihrer Ankunft an dem letztgenannten Orte fanden sie, daß man nicht in das Land der Latuka gelangen konnte, da ein Krieg zwischen der Königin und einem ihrer Häuptlinge herrschte. Die Missionäre wollten sich nun in der Nähe von Gondokoro aufhalten und einige Monate warten, bis Ruhe ein-

getreten wäre. Da jedoch alle Missionäre erkrankten, was bereits der in letzter Nummer veröffentlichte kurze Brief des Hochw. P. Banholzer vermuthen ließ, und man sah, daß das Klima ungesund sei, kehrten alle wieder nach Lul bei Faschoda zurück. Von da aus scheinen sie in das Land der Nuba vorgedrungen zu sein auf der Suche nach einem geeigneten Platze zur Aufnahme des Bekehrungswerkes. Bestimmte Nachrichten werden hoffentlich folgen.



Missionsfahrten auf dem weißen Nil.

Von Dr. CLEMENS SCHRÖER, S. d. h. P.

(Schluß.)

Graben von Brunnen. — Bau der Hütten. — Verkehr mit den Schilluk. — Faulheit der Neger. — Erkrankungen. — Vogeljagden. — Ausbau der Wohnungen. — Rückfahrt nach Omderman.

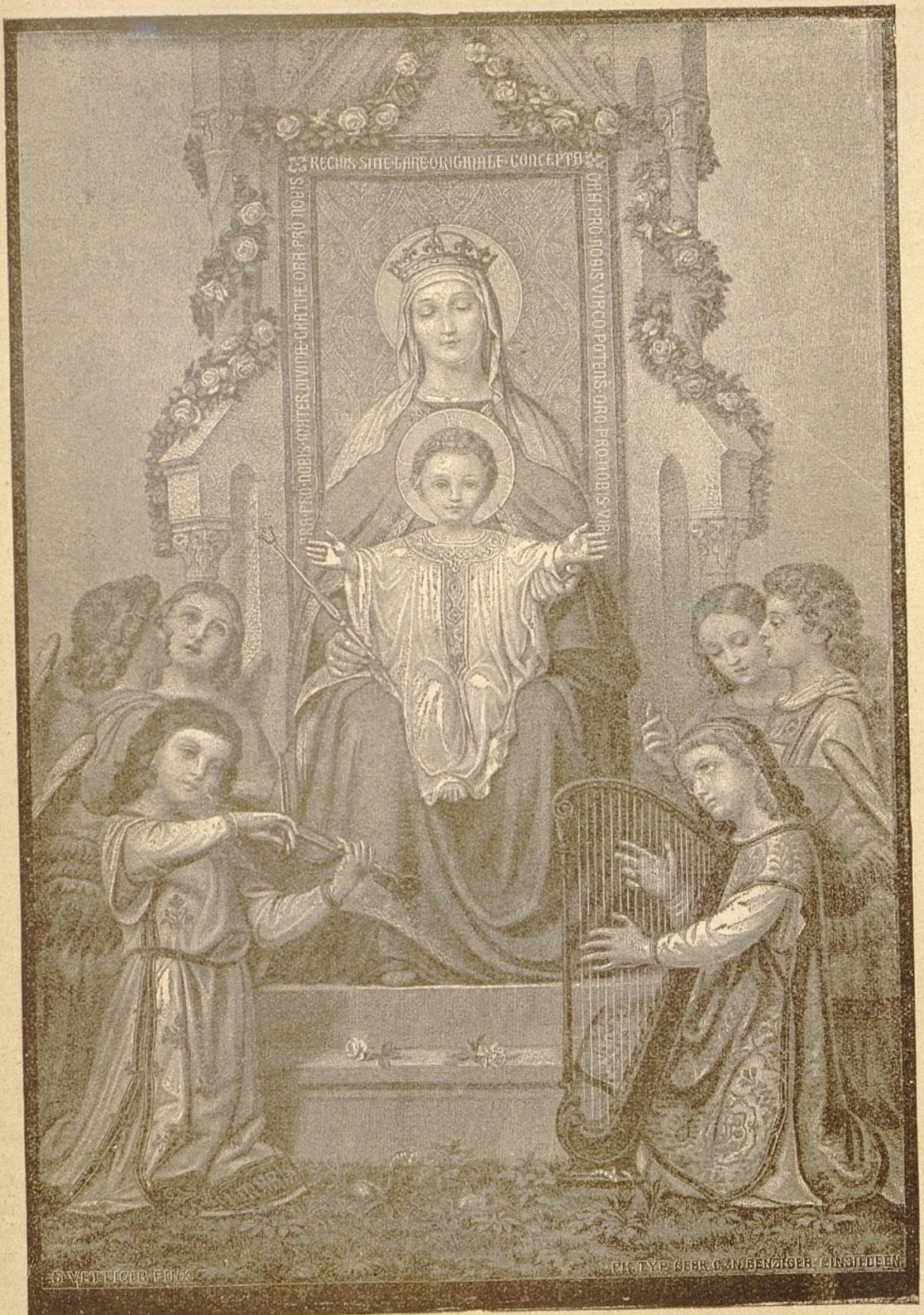
Es wurden zunächst der Dampfer und die Barke ausgeladen, Zelte aufgeschlagen und einige Strohhütten errichtet, so daß unser Lager bald das Aussehen eines kleinen Dorfes bekam. Dann giengs an die Arbeit mit Schaufel und Hacke etwa 10 Minuten vom Flusse landeinwärts.

Zunächst sieng man an, einen Brunnen zu graben. Die Schilluk sahen den Arbeiten neugierig zu und meinten, was wir mit dem Loch machen wollten. Wasser herausziehen! Was? Wasser? Das gibts hier nicht, war die Antwort, das müßt ihr aus dem Flusse holen! Wie groß war daher ihr Erstaaunen, als nach etwa 7 Meter Tiefe die Erde feucht wurde und sogar Wasser sich ansammelte; da stand ihnen der Verstand still. Das Wasser hatte jedoch einen starken Salz- oder Salpetergehalt und konnte als Trinkwasser wenigstens vorderhand nicht gebraucht werden. Aeltere Leute sagten, daß dort in früheren Zeiten ein Salzsee oder so etwas Aehnliches gewesen sei, wo sie Salz geholt hätten; aber wer weiß, ob das auf Wahrheit beruht.

Als nun der Brunnen fertig war, handelte es sich darum, Material herbeizuschaffen, um einige Hütten zu bauen. Woher die Steine nehmen? Weit

und breit in der Runde gibts deren keine dort. Vom Berge Tefasan (also ca. 30 Stunden mit dem Dampfer von Lul entfernt), bis wohin wir nur gekommen waren, fanden wir nichts als fette, schwarze Erde, keinen Stein, Sand oder dergleichen. Da blieb nichts anderes übrig, als Ziegel machen; aber auch das war ein schlechtes Geschäft. Unsere Schiffsleute, die sich contractmäßig zu jeder Arbeit verpflichtet hatten, waren meistens Berberiner. Diese Rasse taugt, wie bekannt ist, zu keinem anderen Geschäft, ausgenommen als Schiffer und Thüchhüter; nicht einmal zum Militärdienst werden sie benützt. So gieng denn natürlich die Arbeit schneckenartig voran. Um nun wenigstens vor Eintreffen der Regenzeit einige Hütten unter Dach zu bringen, ließen wir noch Leute von Faschoda kommen, die nicht viel besser waren. Später boten auch noch Baggara, vom Stamme des todten, traurig-berühmten Chalifen Abdulahi, ihre Dienste an. Diese waren nun wirklich tüchtig in der Arbeit.

Inzwischen wurde mir der Auftrag zutheil, einige Thüren und Fensterlein zusammenzuzimmern. Aber woher das Holz nehmen? Das Gehölz in der Gegend ist schlecht und wäre auch zu grün gewesen. Daher schlug ich die leeren Kisten auseinander, riß den Boden des unteren Schiffsraumes auf und machte mir zunächst eine Art Hobelbank, die mir zugleich auch als Ruhestätte für die Nacht diente, und dann giengs an die Arbeit. An Zuschauern



Die Maienkönigin.

fehlte es mir dabei nicht. Alt und jung, groß und klein verwunderte sich über die verschiedenen Werkzeuge und ihre Handhabung. Manch Einer wollte auch eine Probe machen mit dem Hobel oder der Säge, die natürlich schlecht ausfiel.

Eines Tages fragte ich einen Buben, der Arabisch verstand: „Wie geht es dir?“ Keine Antwort. Ich fragte nochmals: „Wie geht es dir?“ Kein Laut. Ich verwunderte mich über das Stillschweigen des Knaben, der doch sonst ein gutes Mundwerk besaß, bis ein anderer mir die Sache aufklärte, indem er sagte: „Die Kinder und jungen Leute dürfen in Gegenwart der Häuptlinge und der Alten nicht reden.“ Eine schöne Lehre von einem Neger für manches Kind in Europa, wie man die Vorgesetzten und das Alter ehren soll. Ähnlich gieng es auch beim Essen. Wenn z. B. von der Schiffsküche ein Brocken übrig blieb und unter unsere schwarzen Gäste vertheilt wurde, so zogen sich die Zungen gleich zurück, bis die Alten fertig waren oder von ihnen eingeladen wurden. Wenn der Mak speist, so dürfen nur die nächsten Anverwandten zugegen sein.

Tagtäglich bot man uns Eier, Milch usw. zum Verkaufe an für einige Perlen, Salz, Tabak oder sonst etwas. Man fragte: „Bieviel Eier hast du?“ „Zehn,“ war die Antwort. Ein anderer sagte das Gleiche, und doch fanden wir beim Nachzählen, daß es mehr als zehn waren. Wir fanden schließlich heraus, daß sie nicht weiter als zehn zählen konnten. Im Anfange kauften wir die Eier ohne weiteres, ohne Argwohn zu schöpfen. Als sich aber herausstellte, daß darunter viele faule waren, wurden sie von da an einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen. Da gab es nun manche drollige Scene. Der eine meinte: „Meine Hühner legen keine schlechten Eier,“ und lief entrüstet mit seiner Ware nach Hause. Andere ließen sich die Auswahl gefallen, waren aber doch nicht überzeugt, daß man, indem man die Eier gegen die Sonne hält, sehen könne, welche gut oder schlecht seien, sondern sagten: „Deffne es!“ Es geschah. „Bo, Bo, wirf sie ins Wasser!“ Einmal, als unser Koch so mit der Untersuchung beschäftigt war, und der wackere Schilluk andächtig zuschaute, nahm mein College eines von den gut befundenen, machte an beiden Enden eine kleine Oeffnung, trank es aus und legte es unbenutzt wieder an seinen Platz. Als die Auswahl fertig war, nahm der Koch das geleerte Ei und sagte zum Schwarzen: „Was, du bringst mir auch hohle, leere Eier?“ „Deffne es!“ war die Antwort. „Bo, Bo!“ Mit diesem Ausruf stürzte er davon, seinen Laudsleuten zu erzählen, daß er ein Huhn habe, das leere Eier lege. Dann gieng er, die ver-

meintliche Uebelthäterin ausfindig zu machen. Bald kam er auch schon mit einem Huhn, auf welches er Verdacht hatte, und bot es uns zum Kaufe an. Wir konnten uns natürlich des Lachens nicht enthalten.

Einmal kam ein armer Schlucker und bat um eine Kleinigkeit. Man gab ihm eine Hose, sich zu bekleiden; aber er wußte nicht, was damit anfangen. Deshalb nahm er eine Lanze und schnitt sich die Knöpfe herunter, der Rest hatte für ihn keinen Wert. Arme Leute!

Unter anderem erregte bei den Eingeborenen besondere Neugierde eine große Falle, um wilde Thiere zu fangen. Selbst der Mak interessierte sich für dieselbe und meinte, man solle sie einmal aufstellen, es mache nämlich eine Hyäne häufigen Besuch bei seiner Herde und habe sogar den Schwanz seines einzigen Esels gefressen. Die Falle wurde aufgestellt, und des Abends hörten wir ein schreckliches Geheul. Was war geschehen? Statt der Hyäne war ein Hund des Mak mit der Schnauze in der Falle!

Wie bekannt, ist die Arbeitsamkeit nicht die Haupttugend der Neger. So kam einst ein kräftiger Bursche zum Bischof und sagte: „Gäldong,“ (etwa wie großer Herr), „gib mir ein Stück Tuch!“ Dieser antwortete: „Du bist gesund und kräftig, du könntest uns wohl etwas helfen arbeiten, dann bekommst du auch ein Tuch und noch mehr.“ „Ich? arbeiten! nein! das gibts nicht,“ war die Antwort, „die Schilluk arbeiten nur während des Charifs (Regenzeit, etwa ein Dritteltheil des Jahres). In dieser Zeit wird das Feld bearbeitet, geäet, gejagt, gefischt usw., ist aber die Ernte eingebracht, so ist alle Arbeit vorbei.“ Selbst der Mak gestand, daß seine Unterthanen faul seien. Als er einmal bei seinen Besuchen unsere Maschine besichtigte, drückte einer von seinem Gefolge den Wunsch aus, Maschinist zu werden. „Ja,“ sagte Se. Majestät, da wird nichts draus, dazu sind die Schilluk zu träge.“ Doch genug davon!

Während nun die Arbeiten langsam voranschritten, war bald der eine, bald der andere von unseren Leuten krank. Ob daran wohl das Wasser schuld war? Das Wasser des Weißen Nils soll nämlich ungesund sein. Deshalb haben wir dasselbe stets gekocht und geseit. Von unseren Heizern war einer, ein Schwarzer, schon längere Zeit arbeitsunfähig, er hatte nicht das Fieber, sondern ein anderes schweres Leiden. Er war schwächlich schon vor der Abreise und wurde nur auf anhaltendes, inständiges Bitten mitgenommen. Es war ihm gefagt worden, daß er die Beschwerden der Reise nicht aushalten werde. „Wenn ich auch sterbe,“ sagte er, „ich möchte nur

nach einmal meine Heimat wiedersehen.“ Er hat sie gesehen, aber auch zum letztenmale, er erlag seinem Leiden.

Bald stellte sich bei uns auch ein anderer unheimlicher Gast ein — das Fieber. Unfre beiden Väter wurden zuerst fast gleichzeitig davon ergriffen. Vater Ohrwalder, der die Arbeiten leitete, war schon seit einigen Wochen kränklich. Da noch das Fieber hinzukam, wurde er trotz angewandeter Arznei jeden Tag schwächer und mußte den Rückweg antreten. Am 3. März kam ein Regierungsdampfer von Taufikia herunter, auf welchem er nach Omberman zurückkehrte, wo wir ihn später wiederhergestellt antrafen. Kaum hatte er uns verlassen, so mußte sich der Bischof, vom Fieber geschüttelt, niederlegen, ebenso mein Mitbruder Giori, desgleichen ein schwarzer Knabe, den wir bei uns in Dienst hatten.

Ich allein blieb verschont, was sollte ich machen? Das waren trübe Tage. Ich durfte natürlich auch nicht die Hände in den Schoß legen, galt es doch, das teure Leben unserer Kranken zu erhalten. So gieng ich denn jeden Tag beim Morgengrauen auf den Markt, etwas frisches Fleisch einzukaufen. Was für ein Markt mag das sein, wird der freundliche Leser denken. Ich meine, ich nahm die Flinte, um gegen einen Schuß Pulver ein paar wilde Enten, Gänse oder Perlhühner zu erhandeln; denn die gebrotenen Tauben kommen einem nicht in den Mund geflogen. Besondere Vorliebe hatte ich, außer den genannten, auch für eine Art Vögel, Gornu genannt, weil dieselben eine besonders gute Fleischbrühe geben, die ja für Kranke die Hauptsache ist. Diese schwarzweiß gefiederten Thiere mit ihren langen Stelzen und langem Halse sind etwa so groß wie ein Storch, gehören aber nicht zu dieser Gattung. Der kleine Kopf mit kurzem Schnabel ist wie schwarzer Sammet, hat rothe Ohrlappen und eine schöne Krone. Es sind nette Vögel, aber sehr scheu, und daher kosten sie mitunter auch zwei Schrotladungen. Wenn ich nichts anderes bekommen konnte, so nahm ich auch mit Turteltauben oder Spazzen vorlieb; aber mit leeren Händen kehrte ich nie heim, denn es ist dort an Vögeln Ueberfluß. Oft mußte ich den angeschossenen Gänsen oder Enten bis über die Knie im Wasser naheilen, selbst auf die Gefahr hin, einem Krokodil ins Maul zu laufen. Gott sei Dank, ich bin mit heiler Haut davongekommen.

So kam ich auf der Jagd denn auch viel in Berührung mit den Schwarzen, besonders wasserholenden Frauen. Eine oder andere nahm auch mitunter Reißaus, bis ich sagte: „Hababa!“ oder sonst einen Gruß, dann verschwand ihre Furcht. Wenn ich mitunter eine geraume Zeit auf allen Vieren im

nassen Graze versteckt dahingetrochen war und einen Schwarm Enten aufs Korn nahm, da fieng plötzlich die eine oder andere der Negerinnen einen Morbslärm an, als wenn ich auf sie gezielt hätte, und das Manöver fieng von neuem an, da die gescheuchten Thiere rasch verschwanden. Hatte ich dann endlich mühsam genug erlegt, dann versperren die Frauen mir erst noch den Heimweg. Sie warfen sich nämlich auf die Knie und riefen: Anna charada oder Aehnliches. Es ist nämlich Gebrauch dort, daß sie, besonders das weibliche Geschlecht, auf den Knien liegend um etwas bitten oder Geschenke in Empfang nehmen. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was sie eigentlich wollten, denn ich verstand ja ihre Sprache nicht. Als sie aber mit ihren Händen das Schwingen der Vögel nachahmten, da gieng mir ein Licht auf. Ich nahm mein Taschenmesser, schnitt die Flügel ab und vertheilte sie. Natürlich konnte ich nicht alle befriedigen, und die Auswahl war nicht leicht. Aber ich dachte, das Alter geht vor und vertröfete die Jüngeren auf ein anderesmal, und so gaben sie sich zufrieden. Erst meinte ich, sie gebrauchten die Federn, um sich damit zu schmücken, besonders bei ihren Festen. Bald erfuhr ich jedoch, daß sie davon Fächer machen, um sich die lästigen Mücken vom Leibe zu halten. So kehrte ich denn fast immer mit Geflügel ohne Flügel zum Schiffe zurück.

Unterwegs sammelte ich mitunter am Ufer noch etwas wilden „Nigl“ (ähnlich wie bei uns der Feldsalat, aber viel härter), weil wir großen Mangel an Gemüsen zc. hatten. Dieser Salat, welcher jedoch nur für gesunde Mägen bestimmt war, mit dem Schiffszwieback und ein Stück vom Geflügel, war zulezt fast die einzige Nahrung, die wir hatten, außer Eier und Milch. So gieng es weiter Tag für Tag. Die Kranken erholten sich bald wieder.

Mittlerweile waren nun schon einige Ziegel gebrannt, und ich mußte den Hobel mit der Kelle vertauschen und den Maurer machen. An ein zweistöckiges Haus, was sehr nothwendig wäre, war nicht zu denken, weil kein anderer Mörtel zu haben war als Lehm. Wir mußten uns daher mit einigen Dodors (Hütten) ähnlich denen der Schilluk begnügen. Rund, etwa 4 Meter Durchmesser, 2 Meter hoch mit einem Sockel von 20—30 Centimeter wegen der Feuchtigkeit, mit einem oder zwei kleinen Fensterchen, einer kleinen Thüre, das sind so ungefähr unsere ersten Wohnungen in Lul. Die Schilluk mußten die Dächer dazu machen. Und, obwohl es so vom Mak befohlen war, so mußten wir doch noch viel Geduld haben, bis sie sich bequemen, das erste Dach zu machen. Sie nahmen den Durchmesser von

der Hütte, machten den Kreis auf der Erde, setzten vier gebogene Aeste in Form einer Kuppel zusammen, banden in- und auswendig ca. 5 Centimeter dicke aus Stroh geflochtene Ringe und diese wiederum in senkrechter Richtung mit Rohrstäben, und so war das Gerüst oder Gerippe fertig. 20—30 Männer setzten es dann unter Hurrah auf die Mauer und verschmierten es unten mit Lehm dicht. Dann wurde noch eine dicke Schicht Stroh auf das Gerippe gelegt und fest verbunden, und das erste Dach war fertig. Als Lohn bekam jeder, der mitgearbeitet hatte, ein schönes Stück Eisen, um sich von ihren Schmieden eine Lanze daraus machen zu lassen, womit sie sehr zufrieden waren. Jede der umliegenden Ortschaften hatte den Auftrag, uns so eine Hütte zu decken. Die zweite Partie ließ nicht so lange auf sich warten, jedenfalls hatten die Eisenstücke als Zunder gewirkt.

Unterdessen war der 29. März herangerückt, an welchem Tage P. Huber und Br. Blanc von Dmderman eintrafen, um hier in Lul zu bleiben und die erste Probe mitzumachen. Es wurde noch schnell eine Hütte gebaut; es war aber auch die höchste Zeit, denn es fieng schon an zu regnen, und so giengen uns viele Ziegel zugrunde. Der 10. April wurde als Ziel zur Rückreise bestimmt. Wir machten noch schnell eine größere Kafuba (Strohütte), die als Magazin dienen sollte und schlugen noch zwei Zelte. Dann wurde alles, was nicht nitz und nagelfest war, vom Ufer in die neue Helle (Dorf) transportiert und überließen die weitere Entwicklung der Niederlassung der Sorge und dem Eifer der Zurückbleibenden.

Am festgesetzten Tage nahmen wir Abschied von unseren Lieben und empfahlen sie der treuen Obhut der heil. Schutzengel, denen diese neue Station geweiht ist. „Behüt euch Gott,“ so hieß es, „auf Wiedersehen nach der Regenzeit, nach einigen Monaten.“ So dampften wir ab; rasch gieng es mit entlastetem Schiffe und Barke stromabwärts, und bald waren die Hütten von Lul unseren Blicken entschwunden. Unterwegs sahen wir verschiedene neue Ansiedelungen, die bei der Hinreise nicht waren, allerdings waren es nur Strohhöhlen und jedenfalls Hirten, Nomaden, die wegen Mangel an Futter

und Wasser an den Fluß gekommen waren, ihre Herden zu weiden. Mir kam es vor, als wenn der Viehstand bei den Schilluk und anderen Stämmen nicht gar groß sei, und im Vergleiche zu anderen Ländern schien mir die Masse klein und mager, trotzdem das Futter im Ueberflusse vorhanden ist. Wir sahen auch viele Herden von Antilopen, Gazellen, Büffeln zc. an beiden Ufern weiden, und es wäre da wirklich manche schöne Gelegenheit zur Jagd gewesen. Jedoch wir hielten uns niemals auf deshalb, sondern nur, um das nothwendige Brennmaterial herbeizuschaffen. Besonders Bemerkenswertes bot denn auch die Rückreise nicht. Einmal erhielt unsere Barke einen ordentlichen Stoß. Indem wir neugierig nachschauten, was es da gäbe, etwa eine Sandbank oder dergleichen, kam ein Nilpferd zum Vorschein, das uns beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht hätte. Wir hatten eben keine Büchse zur Hand, sonst hätten wir ihm mit einer kräftigen Salve gedankt für seine freundliche Begrüßung.

Am Berge Gebel Ain, wo die letzte oder wie mans nimmt, die erste Telegraphenstation ist, winkte man uns, zu halten. Wir wußten nicht, was es gäbe, vielleicht, dachten wir, ist jemand krank, der der Hilfe bedarf oder zurückreisen möchte, oder sonst etwas. Wir landeten, es war aber nichts von Bedeutung, sondern der Telegraphenbeamte brachte uns einen ordentlichen Pack von neuen und alten Nachrichten, die uns wenig interessierten, obschon wir in den letzten Monaten von der Post nicht belästigt worden und wie vom Verkehr von Aus- und Inland abgeschnitten waren. Aber der Beamte hat gemäß seiner Aussage den Auftrag, allen Dampfern, die passieren, die Telegramme zu überreichen. Er erhielt für die treue Erfüllung seines Dienstes einen guten Mokka, und dann giengs weiter. Schon waren wir in der Nähe von Chartum, als sich ein heftiger Sturm erhob. Unser Schiff, welches ganz entlastet und leicht war, gehorchte nicht mehr dem Steuer, sondern wurde von den brauenden, hohen Wellen gegen das Ufer getrieben. So mußten wir denn Anker werfen und warten, bis der Sturm sich etwas gelegt hatte. Nach etwa sechsständigem Aufenthalte konnten wir die Reise fortsetzen und erreichten am 17. April abends wieder Dmderman, nach mehr als 4. Monaten Abwesenheit.



Afrikanische Plaudereien.

Von P. J. Münch, S. d. h. S.

Neophite Peter Ali. — Krippe. — Weihnacht in Schellal.

Nach unser Ali, den schon der selige P. Seiner den Lesern des „Stern“ im verflossenen Jahre vorgestellt hat, empfing an diesem Feste die hl. Taufe. Als ich eintraf, stellte er sich mir bereits als Peter vor und zeigte mir freundlich die kleinen Geschenke, welche er von seinen beiden Pathen erhalten hatte. Er ist jetzt ein guter, christlicher Junge, obwohl hie und da der Eigensinn und der Hitzkopf sich noch Geltung verschaffen. Der selige P. Seiner, welcher sich mit ihm abgemüht hatte, um in seinem Kopf und Herzen ein wenig Ordnung zu schaffen, wird wohl auch im Himmel sich gefreut haben. Jetzt waltet unser Peter als Einkäufer, Zimmerbursche, Laufbursche u. dgl., überall da, wo keine großen Anforderungen an seine Kräfte gestellt werden, obgleich er ziemlich rüstig ist. Das Taufwasser hat ihn selbstverständlich nicht ganz zu einem Engel umgewandelt und die Lust zu Arbeit und Mühe wird durch dasselbe gewöhnlich den Menschenkindern auch nicht eingegossen. Diese muß erst gezogen und gebildet werden, auch bei unserem Peter, wobei ihm P. Münch auch mit Mitteln hilft, die der Bursche sich gerade nicht wünschen würde, wenn es von ihm allein abhinge. So Gott will, wird er einmal ein tüchtiger Christ und Katechist.

Die Weihnachtsfeste kann man sich in unseren Gegenden schwer ohne tüchtigen Schnee und Kälte vorstellen. Kalte Weihnachten, wenn die Zunge am Eisen kleben bleibt, sollen ja schönen Frühling und guten Sommer bedeuten. In Assuan hingegen, wie überhaupt in Aegypten, muß man auf diese Zierate verzichten. Ja, hier waren die vergangenen Weihnachtsfeiertage ungemein warm und sonnig. In Unterschellal, also in der Hauptkapelle, hatte der gute Br. Pauschel mit Unterstützung mehrerer Leute von dort schon vier Tage vorher eine schöne Weihnachtskrippe aufgestellt, die auch sehr gefiel. Besonders staunten sie koptische Frauen an und zwar umsomehr, je weniger sie davon verstanden. Bedauerlicherweise werden diese armen Geschöpfe in einer krassen Unwissenheit gelassen und bleiben darin versunken, bis ihnen der Tod die Augen öffnet. Bezüglich des dortigen Gottesdienstes wurde vereinbart, daß der Hochw. Obere dort die Christnachtmesse, ich die Tages-

messen in Ober- und Unterschellal lesen würden, demzufolge traf mich die Mitternachtsmesse in der Pfarre zu Assuan. Da hatten unsere wenigen Kleinen sich auch ein Kripplein zurechtgemacht aus Kasten, Kisten, Zeitungspapier und vielen Farbenflezen. Am Vorabende merkte man an ihnen eine außer-gewöhnliche Mühsigkeit beim Abendessen, um mit demselben bald fertig zu werden und sich so ganz der Krippenfreude widmen zu können: von einem zu Bette gehen war keine Rede. Br. Pauschel und später auch der P. Obere waren nach Schellal weggegangen; ich mit den Knaben war allein zuhause. Nach dem Abendessen ordnete ich die Sacristei und die hl. Geräthe für die Mitternachtsmesse, erforderte die Schwestern, sie sollten mich um halb zwölf Uhr mit der Thurmglocke wecken (ein Wecker ist im ganzen Hause nicht zu finden) und gieng dann zu den Knaben. Da fand ich eine fieberhafte Thätigkeit; einige zerfitterten Zeitungspapier, andere machten alte, eingetrocknete Farben flüssig, wieder andere suchten im Hofe wer weiß was. Es war nämlich von wegen zu eifriger und großer Beleuchtung ihre kleine Krippe in Brand gerathen und die Papierbekleidung verbrannt. Und da galt es, sie von neuem herzustellen, was sie auch wirklich fertigbrachten und zwar so, daß die neu hergestellte beinahe schöner war als die erste. Von einem zu Bette gehen ihrerseits war da natürlich keine Rede; sie wollten bei der Krippe wachen und die Kerzlein brennen sehen. Ich blieb eine Zeitlang bei ihnen; gegen 10 Uhr zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Ich schaute hinauf zum Sternenhimmel und über den heiligen Nil, den der Mond gerade so schön verfilberte: ein leiser Windhauch spielte mit den Palmen, wiegte ihre Kronen und brachte so in die hehre Stille der Natur eine harmonische Abwechslung. Das entgegengesetzte Nilufer, vom Mondlichte erhellt, schien mit seinen Hügeln und Mulden wie zu einer Festparade am Fluße aufgestellt, und die zwei alten Bekannten erzählten sich aus längst vergangener Zeit von den Festgefängen in dieser hochheiligen Nacht, welche sie vor 1900 Jahren mit Freuden vernommen. Und je mehr die Kyrie an seinen Ufern verstummten, desto schwermüthiger ist der ehrwürdige Strom geworden; denn anstatt des Kreuzes findet er auf seiner Wanderung den Halbmond, bis es ihm gegeben ist, im Ocean sich dem

schmachvollen Zeichen seiner Unterdrückung zu entziehen. In Gedanken gieng ich mit dem Strome hinab ans Meer, über dasselbe hinüber und fand mich bei meinen lieben Mitbrüdern in den Tirolerbergen ein, um auch mit ihnen wie im verfloffenen Jahre Weihnachten zu feiern. Und es war Balsam für das erwachende Heimweh, zu wissen, daß man auch dort beim Schalle der Mitternachtsglocken sich meiner erinnern und für mich beten werde.

Trotz aller Poesie kam mir dennoch der Schlaf; auf dem Bette schlummerte ich ein und schlief, bis mich wirklich die Thurmglöcke weckte. Nach einer Viertelstunde öffnete ich das Thor für die vielen frommen Touristen, welche eingedenk des hohen Festes es auch würdig feiern wollten, und dazu gehört doch die Mitternachtsmesse. Obwohl sich während derselben das Harmonium hören ließ und die bekannten Weihnachtslieder gesungen wurden, blieb sie doch nur eine stille Messe, da die Sänger, wie schon gesagt, nach Unter-Schellal gegangen. Was aber Gesang und Musik ihr nicht geben konnten, das verließ ihr die hehre Stille der Nacht und eine sanft erleuchtete Kirche.

Nach dem Gottesdienste zerstreuten sich die frommen Beter; auch ich gieng wieder auf mein Zimmer und probierte das Schlafen jetzt im Ernste, was mir ohne Schwierigkeit gelang bis in die Frühe, trotzdem mich Br. Pauschel bei seiner Rückkehr von Unter-Schellal mit seinen Trabanten um halb 3 Uhr aufgeweckt hatte. Die eifrigen und treuen Krippenhüter konnten auch nach Mitternacht nicht benogen werden, in die Federn, besser, unter die Decken zu kriechen, erst Br. Anton Pauschel brachte mit ihnen dieses Kunststück fertig.

Gegen halb 5 Uhr weckte mich diesmal die Hausglocke. Da galt es wieder auf die Beine zu kommen, und auf wielange. Um 6 Uhr entführte mich der Zug aus Assuan an mein geistliches Weihnachtstagewerk nach Schellal. Dort ereigneten sich ganz normal wieder die schon früher beschriebenen Vorgänge: ein- und eine halbe Ewigkeit warten, verzweifeltes „Eisenbahnschienestückes zusammenzuschlagen“ u. a. m. Gott sei Dank, die Kapelle war voller als sonst und alles gieng prächtig von statten. Das war meine zweite Weihnachtsmesse inmitten nachsintflutlicher Felsenberge. War es da nicht verzeihlich, wenn ich auch an die Lieben in unserem heimatlichen Gebirge dachte? Nach dieser hl. Messe brachte ich die hl. Geräte unter gute Obhut, schloß die Rothkapelle und stürmte weiter nach jener in Unter-Schellal, um die guten Leute ja nicht zu lange warten zu lassen. Auch hier waren mehr Andächtige als sonst.

Die Krippe wurde wieder beleuchtet, alle verfügbaren Kerzen angezündet, und meine dritte hl. Messe nahm ihren Anfang. Das waren also meine drei Messen, bald hätte ich gesagt Kreuzwegstationen am heiligen Nile zu Weihnachten des Jahres 1901.

Zu Ende des Gottesdienstes große und lange Krippenschau! Während dieser nahte sich mir, ich legte eben das Messgewand ab, ein junger Kopte und benachrichtigte mich, daß in einem Hause unweit der Kapelle eine Kindesleiche auf Beerdigung warte. Da blieb nichts anderes übrig, als Chorrock und Stola zu nehmen und wieder zu marschieren.

Die guten Leuten zogen zu meiner nicht gerade angenehmen Ueberraschung den beschwerlichen Wüstenweg, der eigentlich kein Weg war, zum Friedhofe vor. Bei dieser Leichenproceßion gab nach kleinen Zwischenräumen einer dem andern den kleinen Sarg in die Arme, bis nach einer kleinen halben Stunde Sandstampfens der Gottesacker erreicht war, der ebenfalls in der Wüste liegt. Ein gemüthlicher Spaziergang war es nicht, bei einer auch für diese Zeit ungewöhnlichen Hitze über Mulden und Hügel hinweg ein halbes Stündchen im Sande herumtatschen ist gerade kein Vergnügen. Trotzdem konnte ich auch jetzt noch nicht an die Heimkehr denken. Ich mußte zurück zur Kapelle, dann kam der Spitalbesuch mit all seinen Anhängeln, und alles in der brennenden Sonne. Geschmolzen bin ich zwar nicht, aber froh war ich doch, als ich endlich einmal auf den Esel zu sitzen kam, der mich Assuan zu trug. Es schlug 12 Uhr, als ich daheim eintraf. Am anderen Morgen nahm das Alltägliche seinen Lauf wie gewöhnlich.

* * *

Räuber-Idylle aus Assuan.

In der Nacht vom 14. auf 15. März, eigentlich am 15. früh 1 Uhr 45 Minuten wurde Br. Cyrill, der im Schlafzimmer der Knaben die Aufsicht führt, durch Geläute und Hilferufe aus dem Hause der Missionschwester, welches vom unsrigen etwa 50 Meter entfernt ist, aus dem Schlafe geweckt. Er kleidete sich schnell an, weckte einen Knaben, um auch den Br. Anton Pauschel zu rufen und eilte dann zum Garten und Hause der Missionschwester. Der schwarze Peter scheuchte den Br. Anton vom Schlafe auf und stürmte dann in das Zimmer des Hochw. P. Münch mit dem gruseltigen und gar vieles sagenden Ausrufe: „Pater, die Schwestern schreien!“ Man kann sich denken, daß sich der so apostrophirte Missionär es nicht lange überlegte, ob er aufstehen sollte. P. Münch kleidete

sich rasch an, nahm in Ermangelung einer anderen | Geschrei und Lärmen der Schwestern immer noch fort-
 Waffe ein Dolchmesser zu sich und eilte mit dem Buben | dauerte. Vorsichtig wurde ihm und dem Br. Cyrill
 über die Hintertreppe des Hauses hinüber, wo das | geöffnet. Die Schwestern standen scheu und auf-



Fellachweib mit Krug.

geregt im Gange mit Br. Anton, der in die Par-
 terrezimmer leuchtete, und riefen, man solle ja schnell
 die Hausthüre schließen, damit er nicht hinaus-
 komme! Wer denn? Was gab es eigentlich?

Ungefähr um 1 Uhr nachts sah die Schwester
 Oberin, welche in einem Zimmer des Erdgeschosses
 zu schlafen pflegte, vor ihrer Thüre einen Licht-
 schimmer. Sie glaubte, eine Schwester wäre unwohl

geworden und gekommen, um Arznei zu verlangen, weshalb sie „Wer?“ rief und sich vom Lager aufrichtete. Nun erschien unter der Thüre, die halb geöffnet war, ein mittelgroßer, starfundersehter Mann, in der Nachtkleidung der Soldaten, auf dem Kopfe einen Nachtwächterurban, mit einer Laterne in der einen Hand, in der andern ein langes, scharfgeschliffenes Messer und leuchtete in das Zimmer hinein. Er gieng wieder hinaus, kam aber sogleich in dasselbe zurück, ergriff die erschrockene Oberin am Arme und zwar so fest, daß man die Kratzwunden an den folgenden Tagen noch deutlich sehen konnte und sagte, indem er mit der linken Hand das Messer schwang: „Gib das Geld her oder ich bring dich um!“ Die Oberin versprach es — in dem nämlichen Zimmer war damals gerade das Schulgeld aus der Mädchenschule, welche die Schwestern leiten, aufbewahrt, wenig, aber doch in Anbetracht der ärmlichen Verhältnisse eine bedeutende Summe — drängte den Räuber zur Thüre hinaus, empfahl ihre Seele dem Herrn, steckte das Geld zu sich und öffnete mit einem Muthes sondergleichen wieder die Thüre, um in den dunklen Gang hinauszugehen und dem Räuber das Geld auszuliefern. Dieser aber, nachdem er die Ganglaterne ausgeblasen, war verschwunden. Wahrscheinlich schien es ihm, nachdem er auf eine Person gestoßen, auch nicht mehr recht geheuer. Nun gieng die Oberin in den ersten Stock hinauf, weckte die Schwestern und erzählte ihnen mit der wirklich mütterlichen Bemerkung, sie möchten ja nicht erschrecken, es sei ja nichts, den eben gehaltenen Vorfall.

Unterdessen hatte aber auch eine andere Schwester Geräusch im Hofe vernommen, das Fenster geöffnet und gerufen, wer unten sei. Da sah sie im Hofe zwei Männer, die sich erst besprachen und dann im Dunkel verschwanden. Man kann sich denken, wie die Schwestern erschrafen, als sie das Geschehene vernahmen. Sogleich zündeten sie die Ganglaterne wieder an, läuteten und schriean aus Leibeskraften und flüchteten sich alle aneinandergedrängt in den unteren Gang in der Meinung, der Räuber sei noch im Hause, zumal, da man die Hausthüren unversehrt und geschlossen fand.

Man kann sich denken, wie froh die Schwestern waren, als Hilfe vonseite der Missionäre kam. In der Voraussetzung, der oder die Räuber wären doch noch im Hause, wurden alle Zimmer durchsucht, aber niemand gefunden. In der Kleiderkammer hingegen waren zwei Kästen aufgebrochen und aus zwei Fächern verschiedene Stücke Leinwand, Wäsche, Bettzeug, Kleiderstoff nebst den von einer syrischen Lehrerin den Schwestern zum Aufheben übergebenen

Kostbarkeiten geraubt, im Ganzen ziemlich viel. Andere, wenig brauchbare Sachen lagen in Haufen zerstreut auf Tisch und Boden. Sonst, wie schon gesagt, keine Spur von den Räubern. Da besichtigte P. Münch noch eingehender das Zimmer, und siehe da, an einem Fenster war eine Eisenstange emporgeschoben und umgebogen. Die dadurch erzielte Lücke genügte vollständig, daß ein Mann durchschlüpfen konnte. Jetzt war das Räthsel gelöst und auch festgestellt, daß der Räuber nicht mehr im Hause zu finden, sondern durch das Fenster geflohen sei, durch welches er auch in das Haus eingebrochen.

Um gleich die Untersuchung anzubahnen, machten sich P. Münch und Br. Anton auf zu der vor der Stadt gelegenen Kaserne und verständigten den wachhabenden Unterofficier vom Vorgefallenen mit dem Bedeuten, er möge die Schlafräume revidieren, denn am andern Tage habe er Rechenschaft zu geben, ob alle von der Mannschaft anwesend waren oder nicht; denn gleich anfangs hatte man die Soldaten im Verdacht. Diese waren erst vor zwei Monaten aus Unterägypten nach Assuan heraufgekommen und standen im Rufe von Leuten, die zu allem fähig seien.

Nachdem Dieb und Sachen glücklich verschwunden, kam auch ein Polizeisoldat hergerannt und ließ, da er nichts Besseres thun konnte, vorerst einen Nachtwächter im Hofe stationiert. Auch Br. Anton blieb drüben und obgleich für den Rest der Nacht nichts mehr zu befürchten war, so verbrachten ihn die Schwestern sehr unruhig und in steter Angst.

Am Morgen wurde der Mamur Mohammed Ali Bey vom ganzen Vorfall in Kenntniß gesetzt. Um 7 Uhr war er schon behufs Thatbestandaufnahme im Hause der Schwestern. Nun wurde auch im Garten der Weg entdeckt, auf dem der Dieb entflohen, denn er verlor dabei eine Gabel, ein Messer und drei Löffel; ja, mehr noch: die aus dem Speisezimmer der Mädchen geraubten und in den Garten getragenen Wasserflaschen nebst einigen kleinen Brotläibchen bewiesen, daß die Diebesbande vor oder nach dem Einbruch ganz gelassen die nothwendige Stärkung zu sich genommen hätte. Die vorgefundenen Fußspuren, deren eine schon in der Nacht unter dem erbrochenen Fenster aufgefunden wurde, lenkten immer mehr den Verdacht auf hiesige Soldaten. Daher wurden auf Verlangen des Mamurs alle hiesigen Soldaten der Oberin zur Confrontation vorgeführt, außerdem alle Nachtwächter Assuans nebst den Bediensteten des Militärspitals, denn dorthin führten die Spuren. Auf Anregung des Polizeicommandanten Mustafa Efendi Sabri waren in aller Frühe eine ganze Truppe von Bischarinen herangezogen worden,

um die vorhandenen Spuren zu verfolgen. Die Bischarinen selbst sind raffinierte Diebe; da aber in diesem Falle keiner der übrigen mit im Spiele war, so übernahmen sie mit Eifer die ihnen gestellte Aufgabe und lösten sie vollständig. Sie verfolgten die Spuren und kamen zu einem Hügel, wo an einer Stelle das Erdreich frisch aufgeworfen schien; man grub hinein und fand beinahe alle geraubten Gegenstände mit Ausnahme der oben erwähnten Schmucksachen. Vom Hügel führten die Fußspuren gegen das Militärspital; die Kranken dafelbst auch gleich zu untersuchen, fiel vorläufig niemanden ein: man hätte sich viele Mühe erspart.

Also von 9—11 Uhr Vorführung aller Soldaten der Garnison Assuan im Missionshause der Schwestern, denn die Oberin glaubte den Angreifer zu erkennen, wenn er ihr fortgeführt werden würde. Manche zweifelhafte wurden ausgeschieden, von keinem aber konnte sie sicher sagen, daß er es gewesen, und doch wollten die Officiere die erlösende Aussage hören. Es war schon Mittag, und man war noch zu keinem Resultate gekommen; die Soldaten zogen ab, und auch die Polizei- und Garnisonsofficiere kehrten schließlich nach Protocollirung des Thatbestandes nach Hause. Auch die Schwestern und besonders die Oberin war froh, als sie sich dieser gerade nicht gern gesehenen Gäste entledigen konnten. P. Münch, der vom Morgen bis Mittag bei dieser Untersuchung anwesend war, hielt gleich anfangs auf die ganze Geschichte nicht viel, da man nichts als Spitzbubengesichter vor sich hatte und einem die Wahl wehe thun mußte, gerade das schuldbehaftete daraus zu treffen; dagegen belustigten ihn sehr manche Mittel ägyptischer Polizeipraxis, wie das Horchen am Herzen, das manchmal nicht so ganz ohne sein mag. Am Nachmittag wurde der Kasten verriegelt, der das Unglück gehabt hatte, erbrochen worden zu sein.

Der Mamur Mohammed Ali Bey schwur, nicht eher zu ruhen, bis er die Thäter gefunden hätte. Da legte ihm eine Schwester nahe, er möchte doch auch bei den Kranken, heute früh bettlägerigen Soldaten eine Untersuchung vornehmen lassen. Er gab diesem Rathe Gehör und dies umsomehr, als er selbst damit umging, sich auch zu allem Ueberflusse die Kranken Soldaten noch anzusehen. Die Untersuchung wurde vorgenommen und gab überraschende Resultate. An der Zimmerdecke fand man einen Theil der geraubten Kostbarkeiten. Das Verhör stellte fest, daß mehrere Kranke in der Nacht mit Beihilfe der aufgestellten Wachtposten den

Schlafraum verließen, durch verschiedene Gärten in die Umfriedung unseres Missionshauses gelangten und von da in jenes der Schwestern. Während an mehreren Stellen Posten wachten, wurde beim betr. Fenster die Eisenstange ausgebogen, und einer stieg in das Zimmer, erbrach mehrere Kästen und gab dann schließlich die zusammengepackten Sachen einigen Mithelfern zum Fenster hinaus. Als er sich auch noch in anderen Zimmern umsehen wollte, stieß er gleich beim ersten auf die Oberin. Zu diesem Heldenstück hatten sich die Kerle mit zwei langen, scharfgeschliffenen Messern, zwei Feilen und einem Hebeisen ausgerüstet, was alles bei ihnen gefunden und beschlagnahmt worden ist. Bei schon angebrochener Nacht von Samstag auf Sonntag überbrachte der Mamur freudestrahlend die Nachricht davon den Schwestern.

Am Sonntag, den 16. März, wurde das Verhör im Militär Lazareth mit den sauberen Kranken weitergeführt mit dem Ergebnisse, daß sich die Zahl der Mithelfer resp. Mitwisser erweiterte. Der Hauptschuldige der Einbrecher und Räuber war ein Soldat, der einem Officier zur Dienstleistung beigegeben worden. In dieser Eigenschaft begleitete er einmal seine Herrin in das Haus der Schwestern und konnte sich so ein wenig Localkennntnis für sein Vorhaben verschafft haben.

Gegen Mittag hatten wir sogar das Vergnügen, fünf Mann in Ketten vorgeführt zu sehen — wahre Galgengesichter; eines schmerzte uns, daß nämlich auch ein Christ, schismatischer Kopte, sich in dieser Gesellschaft befand.

Das gerichtliche Verfahren ist im Gange. Auf einen Bericht hin hat auch der k. k. österr.-ung. diplomatische Agent beim Minister des Innern in Kairo Schritte gethan, auf daß die Schuldigen einer exemplarischen Strafe nicht entgehen. Man kann sich denken, daß in den ersten darauffolgenden Tagen den Missionschwestern sonderbar zu Muthe wurde, wenn die Nacht heranrückte. Jetzt verschwindet aber allmählich Furcht und Angst. Die Soldaten wissen es, daß man sich bei den Missionären nur die Finger verbrennt, wenn man bei ihnen zur unrechten Zeit ungehörige Sachen sucht, und sich überdies der Gefahr aussetzt, obendrein noch tüchtig durchgewalzt zu werden. Die einheimischen Bewohner Assuans sehen bei derartigen Geschäften viel zu viel Gefahr für ihre eigene Haut und ziehen es deswegen vor, als gute Bürger nachts zu schlafen und ihre eigene Habe selbst zu hüten.

Reiseerinnerungen aus Ostfudan.

Von Xaver Geyer.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Suakin war die politische Lage sehr unsicher geworden, so daß eine Reise nach Tokar gefährlich schien. Die Mahdi-Rebellen machten die Karawanenwege sehr unsicher. Ich zweifelte, ob ich bei dieser Sachlage überhaupt die Reise machen könnte. Nachdem ich vom Gouverneur die Versicherung erhalten hatte, daß augenblicklich keine Gefahr bestehe, verließ ich am 1. December mittags den Hafen von Suakin an Bord des ägyptischen Postschiffes „Hodeida“. In großem Bogen wandte sich das Schiff nach Süden, indem es die ausgedehnten, in den schönsten Farben spielenden Korallenriffe, welche der Küste vorgelagert sind, umkreiste. Die sehr flache Küstenlinie zeigt weit in das Meer hereinreichende, aus Madreporenkalk aufgebaute Untiefen, die sich an ruhiger Stelle durch die smaragdgrüne Farbe des Meeres oder durch eine weiße Linie schäumender und an den Kalkfelsen gebrochener Bogen verrathen. Das flache Küstenland ist im Westen von Ketten und Gruppen von Bergen begrenzt, deren einzelne durch den Formenreichtum ihres zackigen Profils sich auszeichnen; ihre Ausläufer und Vorberge, vereinzelte Granithügel, erstrecken sich in die Küstenebene hinein.

Die Passagiere des Schiffes, welches nach Massaua und Uden gieng, waren wenig zahlreich, wohl auch deshalb, weil „Hodeida“ an der arabischen Küste, wo eben die Cholera wüthete, anlaufen sollte. Während der Fahrt kam plötzlich ein Abyssinier auf mich zu, warf sich vor mir auf das Antlitz und umklammerte mit beiden Armen meine Füße. Da ich den Grund dieses Vorgehens nicht sofort kannte, suchte ich mich überrascht loszumachen, aber vergebens. Während ich den sprachlos mich Umklammernden nach seinem Wunsche fragte, kamen einige seiner Genossen herbeigeeilt, warfen sich zu Boden und baten in arabischer Sprache, mich des Armen anzunehmen, der im Drange nach der Heimat ohne Fahrбилет nach Massaua das Schiff bestiegen hatte und nun auf Befehl des Capitäns in Ras Mogdem ausgesetzt werden sollte. Durch die Güte des Capitäns wurde denn auch die Sache in der Weise beigelegt, daß der blinde Passagier bis nach Massaua Schiffsdienste leisten sollte. Es kommt sehr häufig vor, daß Abyssinier ohne einen Heller in der Tasche die Heimat verlassen und jahrelang herumirren,

besonders in Aegypten und Palästina. Sie haben große Sehnsucht nach Jerusalem, im Glauben, daß diese Pilgerfahrt ihnen unfehlbar das Paradies sichere.

Je weiter wir nach Süden fahren, desto mehr entfernen sich die vielkuppigen, zackigen, oft scharf eingeschnittenen Bergformen der Küste oder besser gesagt, die nach Ost ausbiegende Küste entfernt sich von den ziemlich gerade nach Süden verlaufenden Gebirgszügen. Das Schiff geht mehr seewärts und windet sich zwischen kleinen Inseln und Korallenriffen in großem Bogen nach Südwesten. Dort zeigt uns die ganze Küstenbildung die Einmündung einer unabsehbaren breiten Ebene an, es ist die Tokar-ebene. Bereits erblicken wir auf einem Landvorsprunge Hütten und Zelte, das kleine Lager von Ras Mogdem. Um halb 6 Uhr nachmittags ankert das Schiff in ziemlicher Entfernung vom Festlande. Alsbald rudert eine hübsche Barke mit dem Boluk-Bascha oder Sergenten, dem Chef des Postens, heran. Er sagte mir gleich die Mitfahrt an das Land zu. Nachdem noch einige Kameele und Gepäckstücke für die Garnison ausgeladen waren, schiffte ich mich aus. Der Posten oder Posten von Ras Mogdem bestand aus 30 irregulären Soldaten, die in Zelten haufen. In ihrer Nähe haben sich einige eingeborene Familien angesiedelt, die hier Schutz gegen die Dermische des Mahdi suchten. Eine kleine Festung aus Kalkstein und Waren-Magazine waren im Bau begriffen. Ein neu errichtetes Telephon verband den Posten mit Tokar, unter dessen Befehlshaber Ort und Garnison standen. Der Chef mußte wegen jeder Kleinigkeit in Tokar telephonisch anfragen, der Ausbruch der Karawane und ihre Ankunft in beiden Orten, sowie in der Mittelstation Endeteb mußte genau signalisiert werden, kein Mensch und kein Thier durfte den Posten verlassen ohne Erlaubnis von Tokar. Diese Maßregel war durch den Kriegszustand, in dem sich die ganze Gegend befand, sowie durch die Unsicherheit der Reise gerechtfertigt. Da ich bereits in Tokar vom Gouverneur in Suakin angemeldet war, erhielt der Chef auf seine Anfrage über mich natürlich sofort die Weisung, mich nicht nur baldigst ziehen zu lassen, sondern mich auch thunlichst zu unterstützen. Obwohl mir der Chef keine Mittheilung machte, merkte ich es sofort an

seiner Liebenswürdigkeit. Ich war sein Gast. Das Abendbrot, bestehend in Zwieback, welches im Wasser zu Brei erweicht war, und Zwiebeln, nahmen wir nach arabischer Art ein. Acht Mann hoch saßen wir auf einer Matte am Boden um die Schüssel und griffen friedlich mit der Hand zu. Am Schlusse servierte man eine Schale Kaffee.

Im folgenden Gespräche tauschten wir unsere Ansichten aus, wobei der große Aberglaube der Leute sich zeigte. Ich erzählte von Europa und unserer Theilnahme für die Afrikaner. Die Leute konnten nicht begreifen, wie die Missionäre ihre Heimat verlassen und ohne Löhnung nach Afrika ziehen; sie würden nie ihre Heimat verlassen, wosern sie nicht gezwungen oder bezahlt würden. Ihr ganzes Gespräch athmete Furcht vor dem Kampfe und den Wunsch, diese Sandwüste baldigst mit Aegypten zu vertauschen.

In der Nacht schliefen wir im engen Zelte, wobei die sieben Soldaten die geladenen Remington-Gewehre neben sich und den Gürtel mit je 45 Patronen gefüllt hatten. Theils die Kälte, theils die Rufe der Wachen weckten mich wiederholt. Es kam auch ein Soldat in das Zelt gestürzt und schrie, daß er einen Vorposten schlafend getroffen habe. Der Chef, aus dem Schlafe aufgeschreckt, versprach Untersuchung für den Morgen.

Am 2. December erhob ich mich frühzeitig. Während ich am Meeresstrande meine Gebete verrichtend hinging, kamen von Süden her plötzlich drei Kameeltreiber auf mich zu und fragten, wo der «gassis» (Priester) sei. Da ich mich als solcher vorstellte, zog ein schwarzer Jüngling aus dem Fohel seines Lendentuches ein Stück Papier und überreichte es mir schweigend. Darin ward bezeugt, daß jener Kameeltreiber für mich bestimmt sei.

Nachdem alles geordnet war, gieng es an den Abmarsch. Ich danke dem Chef, der auf mein Anerbieten einer kleinen Entlohnung fast entrüstet erwiderte, es wäre eine Schande, etwas anzunehmen. Die Gastfreundschaft der Morgenländer ist bekannt; die ärmsten Leute theilen das Ihrige mit dem Gaste und Fremden. Um halb 9 Uhr morgens setzten wir uns in Marsch. Die kleine Karawane, an deren Spitze ich ritt, bestand aus fünf Kameelen mit Waren, einem gefangenen Schreiber zu Kameel mit einer Soldatenwache, einem vagabundierenden Takuri-Bettler und dessen Weib, welche zu Fuß folgten. Das Weib schien eine alte Zauberin zu sein, sie hatte beide Nasenhöhlen mit scharfriechenden Kräutern gestopft, die weit vorstanden, und rauchte fast ununterbrochen aus einer Pfeife. Im ganzen waren wir 13 Personen mit einer Flinte und acht Lanzen.

Der Karawanenweg gieng anfangs nach Süden am Meere hin, dessen Anblick jedoch bald durch Sanddünen gehindert ward. Wir befanden uns in völliger Sandwüste, die stellenweise durch den Regen in schlammiges Terrain verwandelt war. Mein Kameeltreiber Ahmed gehörte dem Stamme Artega an und nannte das Kameel, das ich ritt, sein einziges Besitzthum; das Thier hatte er von seinem Vater geerbt und lebte nun von demselben. Als Besitzer dieses einen Thieres galt er noch als wohlhabend, und ein älterer Verwandter, der ihn begleitete, pries ihn öfter als Herrn des Kameeles.

In der That war die Armut der Leute durch die fortgesetzten Kriege so groß geworden, daß der Besitz eines Kameeles schon Wohlhabenheit darstellte. Ein Lastkameel verdiente bei der Tour von Ras Mogdem nach Tokar, die einen guten Tag beanspruchte, 10 Piafter ($2\frac{1}{3}$ Krone), ein Reitkameel 20 Piafter. Thier und Treiber begnügen sich mit dem Allerniedrigsten, so daß letzterer mit Noth noch soviel erübrigt, um zeitweilig die elenden Lumpen um Lenden und Kopf durch neue zu ersetzen. So erklärt es sich, daß die armen Leute viel auf Baschisch oder Trinkgeld bedacht waren, was ihnen übrigens angeboren ist. Wie gewöhnlich, suchte auch Ahmed, kaum einige Schritte vom Fort entfernt, das Gespräch auf das eventuelle Trinkgeld zu lenken. Er pries den Priester von Tokar (d. h. den in Tokio stationierten Missionär) als einen freigebigen Mann und sich selbst als dessen Leibburschen, äußerte seine Zuversicht, daß ich meinem Bruder in Tokar nicht nachstehen werde, erzählte, daß bereits alle Leute in Tokar von mir sprächen und mich als Bruder des Priesters lobten und ihn beneideten, daß er so glücklich sei, mich einzuholen usw. Uner schöplich sind die Kunstgriffe dieser armen Leute, um gleich bei Beginn der Reise ein Versprechen von Trinkgeld zu erlangen, und hunderte Male kommen sie darauf zurück.

Während sie so sprachen, bemerkte ich nach etwa einstündigem Marsche plötzlich auf einer fernen Sanddüne sich bewegende Gestalten, die Reiter zu sein schienen. Ich machte Ahmed aufmerksam, der durch die Ferne und Luftspiegelung getäuscht, die Gestalten ebenfalls für Reiter hielt. In Unbetracht der häufigen Raubanfälle und der besonders damals unsicheren Lage kam eine gewisse Bewegung in die Karawane. Nach Sitte der Araber, in solchen Fällen dem Feinde entgegenzugehen und ihn zu beschwichtigen, eilte der Führer mit der Lanze in der Hand sofort nach jener Richtung, um seine Schützlinge den vermeintlichen Rebellen zu empfehlen. Nach einer Weile kam er zurück und bedeutete schon

von weitem, weiter zu marschieren. Die vermeintlichen Reiter entpuppten sich als Soldaten vom Fort, welche mit Holzbürden beladen heimkehrten.

Trotzdem wir über die Täuschung lachten, wurden die Führer von da an mißtrauisch und schweigsam. Sie nahmen es sehr übel, daß wir uns von augenblicklicher Furcht beeinflussen ließen. Es ist ihnen nichts unerwünschter, als wenn der Reisende Mangel von Vertrauen zeigt. Es liegt ihnen viel daran, daß ihre Schutzbefohlenen mit ihnen zufrieden sind, und daß die Reise ohne Zwischenfall vor sich gehe. In dieser Absicht rufen sie oft Gott oder einen verehrten Scheik an. Auf dem Weitermarsche zauberte uns die Jata Morgana, von den Eingeborenen Moia el-schitan (Teufelswasser) genannt, fortgesetzt die herrlichsten landschaftlichen Idyllen mit Seen und Inseln vor. Aus dem Wüstenlande ragten viele Thierknochen und Kameelleichen hervor. Als einmal eine Schlange vor uns über den Weg zog, sprang Ahmed sofort auf sie zu, tödtete sie, von den Gefährten unterstützt, mit Lanzen und Stöcken und sprang dann dreimal über sie hinweg unter Anrufung des Namen Gottes. „Nun geht alles gut,“ rief er mir dann freudestrahlend zu. In der That gilt es ihnen als Zeichen von Glück, wenn eine Schlange über den Weg schleicht und sie dieselbe tödten können; wehe aber, wenn dieselbe entwischt, es gilt als schlimmes Vorzeichen, die Treiber werden mißtrauisch und wittern überall Gefahr und Unglück.

Allmählich stieg die Ebene an und bedeckte sich mit niedrigen Gräsern und Sträuchern, während die Wegrichtung eine südwestliche wurde. Bei einer Pfütze mit schmutzigem Regenwasser erblickten wir im Südwesten das kleine Fort Endeteb. Aber wir schienen dasselbe nimmer zu erreichen, die Ebene schien endlos. Erst nachdem wir $3\frac{1}{2}$ Stunden unausgesetzt auf das Fort zu marschiert waren, erreichten wir dasselbe um halb 2 Uhr nachmittags. Wir stiegen ab, um etwas zu ruhen und die Kameele zu weiden.

Der Chef, ein Negerofficier vom Stamme der Dirka, empfing mich sehr freundlich; er war offenbar erfreut, einen Europäer zu sehen. Er hatte mit Stanley die Expedition zur Befreiung Emins mitgemacht und erzählte mir viel aus jener Periode. Leider hatte der gute Omar, so hieß er, wohl durch

die Gelegenheit unter Europäern dazu verführt, wie es bei den Negern so oft und leicht der Fall ist, sich eine große Vorliebe für geistige Getränke angeeignet. Bei den Negern ist dies doppelt gefährlich, da ihnen die nöthige Selbstbeherrschung mangelt. Wie mancher Neger, der zum erstenmale mit gefälligem Grinsen geistige Getränke schlürft, wird dann ohnmächtiger Gewohnheitstrinker! So ergieng es Omar. Er wurde deshalb auch an diesen einsamen Posten in der Wüste versetzt. Zwar suchte er sich strenge an Thee zu halten gemäß den Weisungen, aber die Ankunft eines Europäers regte in ihm gleich die Sehnsucht nach der Weinflasche, und auch das gegohrene Kornbier, das der armselige Ort bieten konnte, wanderte sämmtlich zu ihm. Der gutmüthige Mann hatte große Freude, als ich ihm vom Sudan und unsern Negern sprach. Er zeigte mir das Lehmfurt mit 30 Negerjoldaten. Auf der Terrasse stand unter hölzernem Sonnenschirme die Wache inmitten von hochaufgestapelten Munitionskisten. Von hier bot sich eine weite Fernsicht über die Ebene bis an das Meer.

Wir begaben uns auch zum nahen Schlachtfelde, wo in den Jahren 1884 und 1885 die ägyptischen und englischen Truppen gegen die Rebellen kämpften. Auf eine weite Strecke hin war die Wüste mit gebleichten Todtenschädeln, menschlichen Knochen und Gerippen besäet; über Haufen menschlicher Ueberreste hatten sich hohe Sandhügel gebildet. An einem Hügel lagen Hunderte von Skeletten der Reihe nach in der Lage, in welcher sie nach der Länge von den Kugeln hingestreckt wurden. Der Officier, welcher an der Schlacht theilgenommen hatte, erzählte uns vieles über das schreckliche Gemetzel. Dieser Anblick machte mir einen sehr wehmüthigen Eindruck; Tausende rüstiger Männer und Jünglinge kämpften und fielen hier in wahn sinniger Begeisterung für den Mahdi. Solcher Kampfplätze mit Haufen Gefallener gab es um Suakin und Tokar viele. Man durfte sich nicht wundern, wenn man dort meist nur mehr Knaben und Greise sah, da die waffenfähige Mannschaft den Kugeln zum Opfer gefallen war. In der Nähe des Forts und unter seinem Schutze hatten sich in elenden Strohhütten um einen Regentich herum mehrere arme Familien vom Stamme Kome-lab angesiedelt. Die furchtsamen Leute waren sehr freundlich. (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leben der Barabra in Nubien.

Von K. Geyer.

Wir skizzieren Religion, Sitten und Gebräuche der Barabra oder Berberiner, indem wir die bedeutendsten Lebensabschnitte verfolgen.

Die Geburt eines Kindes, besonders eines Knaben, wird als ein fröhliches Familienereignis gefeiert.

Verwandte und Freunde werden eingeladen und im Divan, oder, wenn ein solcher fehlt, im Hofe auf

Teppichen sitzend, mit Kaffee und Rauchtobak, wohl auch mit Speisen, besonders Hammelfleisch, bewirthet. Selten wird Merissa (eine Art Kornbier) getrunken, da die religiöse

Gewissenhaftigkeit der Barabra dies nicht zulässt.

Obwohl auf Anordnung der ägyptischen Regierung die Geburt des Kindes durch den Dorfschreiber registriert wird, so wissen doch sehr wenige Barabra ihr Lebensalter genau.

Bis zum sechsten Jahre bleiben die Kinder entblößt, von da an sind sie mit einem dürrstigen Hemdchen bekleidet. Die Mädchen erhalten meist schon früher den rahat oder Gürtel und später

eine lange Bluderhose, während der Oberkörper lange entblößt bleibt. Das folgende Kleidungsstück des Mädchens ist das Kopftuch, während eine Art Kittel oder Tunika bis über die Knie reichend zuletzt folgt. Das Haupthaar der Knaben wird von

Jugend aufgeschoren und

nur der landesübliche Büschel auf dem Vorderhaupte be-

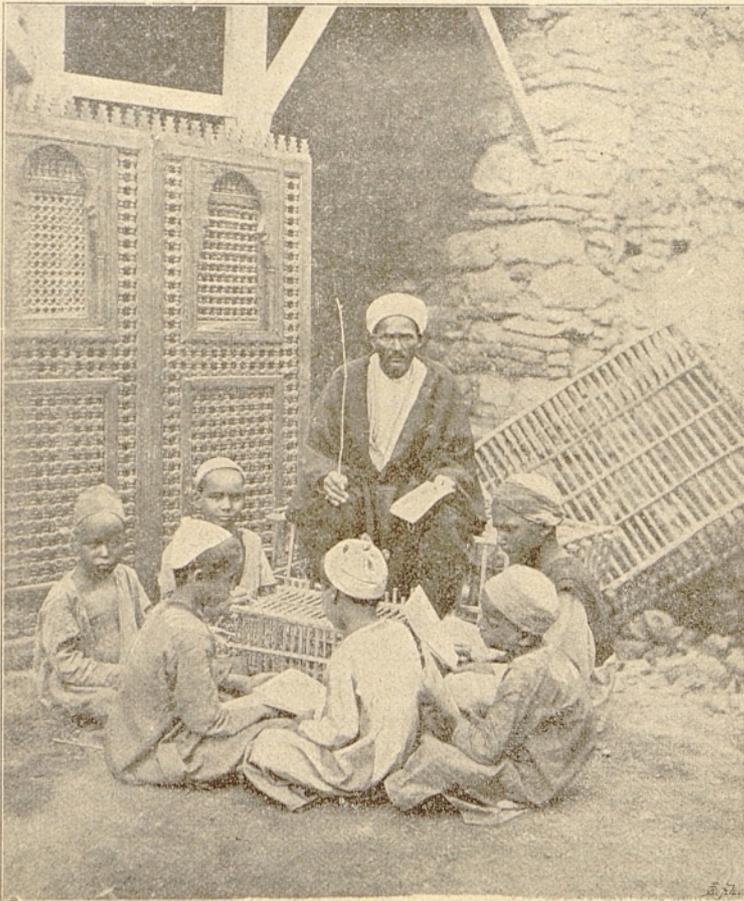
lassen. Viele dieser sehr vernachlässigten Wesen leiden an Augenkrankheiten, verursacht durch

Insekten, Staub und Unreinlichkeit. Da sieht man die Kleinen im Staub und

Schmutze sitzen, während eine gierige Schar von Fliegen sich an ihren Augenlidern weidet, ohne dass sie abgewehrt werden. Zum

Kapitel Unreinlichkeit bemerken wir,

Eine Schule in Aegypten.



dass es eine streng beobachtete Sitte in Nubien ist, die Kinder bis zum Alter von drei oder vier Jahren niemals zu baden oder zu waschen. Die Ophthalmie ist jedoch im allgemeinen unter den Barabra weniger verbreitet als in Aegypten, wo sie eine Landplage bildet, sodass daselbst ganz

gesunde Augen eine Ausnahme bilden. — Am hübschesten sind die Kinder zwischen dem 6. und 12. Lebensjahre. Besonders unter den Knaben sieht man oft schöne, schlanke Gestalten mit offenem Blick, lebhafter Auffassungsgabe und jugendlicher Heiterkeit. Stillere und zurückhaltendere sind die Mädchen.

Auf dem Spielplatze gibt es reges Leben und Lärmen. Gespielt wird mit Steinen, Samen, Stäbchen, es werden Häuschen und Barken geflochten und in das Wasser gesetzt, aus Holzstäbchen werden Behälter gebildet und mit Hühnerfedern geziert, die dann der Wind in Bewegung setzt, wobei jeder den schnellsten Läufer haben will; aus Nilschlamm werden Nachbildungen von Thieren gemacht und mit Sorgfalt aufbewahrt. Kommt eine Barke am Ufer an, so wird der Spielplatz im Nu verlassen, alles eilt zum Flusse. Ist gar eine Dahabieh mit einem chanaga (Europäer) in den Hafen eingelaufen, so ist die Neugierde umso größer. Macht der chanaga Miene, seinen Sonnenschirm zu öffnen und sich an das Ufer zu begeben, so macht die junge, halbentblödete Schar Kehrt und eilt im aufgewühlten Staube dem Dorfe zu, um in der Hütte, in einer Ecke oder hinter einem Baum Zuflucht zu suchen und von dort aus jede Bewegung der gefürchteten Fremden zu beobachten. Am Ufer verbleiben nur die Aeltern, die dem Reisenden schreiend ihre Dienste anbieten und Bakschisch verlangen. Geht der Europäer nach dem Dorfe, so sind im Augenblick alle nackten Kleinen hinter den Thüren verschwunden und das Dorf scheint von Kindern ganz verlassen zu sein. Hat der chanaga sein Fahrzeug wieder bestiegen und die Fahrt fortgesetzt, dann eilen die Kleinen aus ihren Verstecken nach dem Ufer, und nun beginnt ein sonderbares Schauspiel. Die Kinder laufen am Ufer neben der Dahabieh her und schreien gestikulierend «bakschisch, chanaga, bakschisch!» (Trinkgeld, Herr, Trinkgeld!); voran die stinken Aeltern, hinterher die nackten Kleinen, Knaben und Mädchen, so stürmt die Schar voran; hier wirft einer sein Kleid ab, dort löst ein Mädchen sein Kopftuch, um freier laufen zu können; drei- und vierjährige Kinder zappeln hinten her, aus voller Kehle nach Trinkgeld rufend. Wird ihnen von der Dahabieh aus ein Stück Brot oder eine Frucht zugeworfen, so stürzen sich einige auf dasselbe, während die anderen weiter folgen. Langt eine Münze am Ufer an, so werfen sich alle hastig auf dieselbe, es entsteht ein hartnäckiger Kampf, der mit Schlägen und Reizen endet. So setzen sie ihren Weg oft stundenlang fort bis zur nächsten Ortschaft, wo sie von anderen Bakschischbettlern abgelöst werden.

Dieses Schauspiel wiederholt sich bei jeder Ortschaft zwischen Assuan und Uady-Halfa.

Je furchtsamer die kleinen Kinder Fremden gegenüber sind, umso züdringlicher sind die größeren; sie gewöhnen sich infolge des zahlreichen Verkehrs am Nil an die Fremden.

Im Uebrigen wächst die Jugend beiderlei Geschlechts zwischen den schroffen Felsen an den Ufern des Nil heran, unberührt von jenen verderblichen Einflüssen einer verdorbenen Umgebung, die so oft die kleinsten Kinder in Aegypten und im Sudan moralisch und physisch zugrunde richten. Wenn je auf ihre Entwicklung etwas von schlimmem Einflusse ist, so ist es die sehr verbreitete, wahnwitzige Furcht vor bösen Blicken. Es herrscht nämlich der Aberglaube, daß der Blick eines Feindes oder übelgesinnten Nachbarn den Kindern an ihrem Leibe schade und ihnen Krankheiten verursache. Nicht selten pferchen daher in Feindschaft liegende Parteien ihre Kinder den ganzen Tag über ein und verbieten ihnen, an die freie Luft zu gehen, damit sie nicht das neidische Auge des Widersachers treffe. Ja, sogar den Blicken der Fremden wird eine solche Wirkung zugeschrieben. Betritt ein Fremder ein Dorf, so verhüllen die Mütter ihre auf dem Arme hochenden Kinder mit der ferdah (Kopftuch) im Wahne, sie gegen die böse Wirkung des fremden Blickes zu schützen. Einige Marabuts und exaltierte fanatische Dervische und Fakiehs, deren es allerdings im Lande der Barabra weniger gibt als anderswo, versäumen nicht, sie in diesem Aberglauben zu bestärken. Eben diese sind es, die zuweilen die Jugendfreude der Kleinen durch frenetische Ascese zerstören.

Die Knaben werden frühzeitig zur Schule geschickt, deren jedes größere Dorf eine besitzt. Der Unterricht beschränkt sich jedoch nur auf Auswendiglernen des Koran und Schreiben. Die Schule gilt daher als heiliger Ort, als ein Anhängsel der Moschee. Da sitzt der Lehrer, gewöhnlich ein alter Fakieh (muselmännischer Mönch) mit einem wulstigen, grünen Turban auf dem Haupte, mit unterschlagenen, gekreuzten Beinen auf einer Matte; neben ihm befindet sich Tintengefäß und arabischer Schreibstift; in der Linken hält er den geöffneten Koran, in der Rechten einen Stock; vor ihm sitzen die Schüler mit dem Koran in der Hand; jeder liest unter fortgesetzten Schwingungen des Körpers das ihm vorgeschriebene Stück des heiligen Buches und wiederholt es solange, bis er es im Gedächtnis besitzt. Da nun jeder ganz für sich liest, d. h. schreit, so entsteht ein entsetzliches Geschrei, das nur hie und da durch das Gebrüll des Lehrers unterbrochen oder übertönt wird. Der Lehrer läßt der Reihe nach

Jeden einzeln vor sich hintreten, vor sich zur Erde hocken und hört unter Schwingen des Körpers seine Lektion ab. Nach Umständen belohnt er seine Unwissenheit mit einem mchtigen Stockhieb auf den Kopf. Verdient ein Schüler eine größere Strafe, so werden ihm von einem der älteren Knaben, den jeder Lehrer als nakil oder Stellvertreter neben sich hat, die Füße in die Höhe gehoben und dem Lehrer präsentiert; der Lehrer schlägt mit dem Stocke mit aller Wucht auf die Fußsohlen los, welche Action er mit einer Unzahl von trivialen Fluch- und Schimpfworten begleitet. Diese Proceedur fehlt kaum an einem Tage. Die übrigen Schüler singen und schreien ihr Pensum weiter, wobei sie womöglich das Geheul des Bestraften zu übertönen suchen.

Uebung in der arabischen Schrift bildet mit dem Auswendiglernen die einzige Abwechslung. Dies nimmt in Anspruch drei Stunden vormittags und ebensoviele nachmittags. Da die Sprache der Barabra keine Schrift und Literatur besitzt, bildet sie auch keinen Lehrgegenstand in der Schule.

Die arabische Schrift ist nicht allen Barabra geläufig, da die meisten Jungen nicht über die ersten Suren des Koran hinauskommen. Ich kenne manche Scheiks, die nicht schreiben können; auch unter jenen, die es können, schreiben die meisten recht schülerhaft. Es existirt daher in den meisten Ortschaften ein Mann, gewöhnlich der Fakieh (muselmännischer Mönch), der das Amt eines Schreibers (kateb) versteht; die Männer drücken ihr Namensiegel, das sie stets bei sich führen, unter das Schriftstück. Der Kateb ist neben dem Scheik eine der hervorragendsten Persönlichkeiten im Dorfe.

Kehren wir zur Schule zurück. Schulzwang gibt es nicht; der Schulbesuch ist frei, die Schule wird meistens nur zur Erlernung der wenigen zum Gebete nothwendigen Formeln besucht. Die Schule in Schellal bei Assuan zählte damals 15 Knaben; als Lehrer fungierte ein blinder Mönch, der sämtliche Suren des Koran im Gedächtnisse hatte; er war von drei Jünglingen unterstützt, welche das Schreiben lehrten. Der Lehrer lebt von den Schülern. Jeder derselben bezahlte monatlich 20 Para (29 h). Die Mädchen sind vom Schulbesuche gänzlich ausgeschlossen.

Wenn der Knabe etwas Lesen und Schreiben gelernt hat, verläßt er die Schule und wird zu verschiedenen häuslichen Arbeiten verwendet. Frühzeitig wird derselbe von den Männern zur Bedienung auf den Barken verwendet, um sich so an die Hauptarbeit der Nubier zu gewöhnen. Der Knabe auf der Barke muß ohne den geringsten Widerspruch den Älteren unterworfen sein und sie bedienen.

Der Uebergang aus dem Knaben- zum Jünglingsalter und vom Mädchen- zum Jungfrauenalter wird oft feierlich begangen. Bei den Knaben findet bei dieser Gelegenheit die feierliche Beschneidung statt nach dem bekannten Ritus des Koran. Am bestimmten Tage versammeln sich vom frühen Morgen an Freunde und Nachbarn im Hause des zu Beschneidenden. Dortselbst sind im Divan oder außerhalb der Hütte angareh, Decken, Matten und Stützpolster bereitet, um die Gäste zu empfangen. Den ganzen Tag über steht die Kaffeepfanne auf dem Feuer, und bei Ankunft eines Gastes wird in kleinen Schalen Mokka ohne Zucker serviert. So wird der Tag unter Mokkafrinken und Tabakrauchen und müßigen Plaudereien und Complimenten verbracht, bis der asser (Vesperzeit) naht. Um diese Stunde wird von geschickten Männern der Koranritus der Beschneidung am Knaben vollzogen, der bereits vom frühen Morgen an im Festgewand herumwandelt. Nachher wird das Geplauder und die Unterhaltung bis spät in die Nacht fortgesetzt.

Nachdem wir von der Beschneidung der Knaben gesprochen, wäre es am Platze, etwas über eine gleiche Operation an Mädchen zu sagen. Da jedoch diese mit jener anderer Völker im Sudan gemeinsam ist, und überdies andere die Sache ausführlich behandelten, so glaube ich, darüber hinweggehen zu können.

Nach der Beschneidung fängt der Jüngling allmählich an, am öffentlichen Leben theilzunehmen. Man sieht ihn nicht mehr bei den Spielen, er setzt sich in die Nähe der Männer, verrichtet das Gebet in der vorgeschriebenen Weise, jedoch geht er noch nicht in die Moschee.

Der folgende, wichtige Act im Leben ist die Heirat. Wie bei allen Mohammedanern gilt auch bei den Barabra die Heirat als Nothwendigkeit. Eine Jungfräulichkeit kennen sie weder im männlichen noch im weiblichen Geschlecht. «Kamal el-agl na el-din el-taugitsch», (Die Vollkommenheit des Geistes und der Religion besteht in der Ehe), sagte mir ein Fakieh. Da sie die Verhehelichung als Naturnothwendigkeit betrachten, darf ein unverheirateter Zmam nicht in der Moschee vorbeten, da seine Gedanken schlechte seien. Die in Aegypten noch heute theilweise verbreitete Unsitte, völlig unreife Kinder zu verhehelichen, kommt hier nicht vor. Bei beiderlei Geschlecht wartet man die physische Reife ab. Am jüngsten verhehelichen sich die Mädchen. Im Alter von 10—12 Jahren werden diese bereits angelobt und mit 14 bis 15 Jahren geehelicht. Die Jünglinge erreichen 20—25 Jahre, bevor sie heiraten. Obwohl manchmal auch der Neigung Nach

nung getragen wird, so hat dieser wichtige Schritt doch vielfach etwas vom Handel an sich. Der Jüngling erkaufte sich das Mädchen von dessen Eltern. Der Preis besteht theils in klingender Münze, theils in Realien. Der Bräutigam hat 3 bis 4 ägyptische Pfund zu zahlen, weiters einen oder einen halben ardeb Weizen, einen ardeb Durahforn und obendrein als Geschenk einen Hammel.

Die zur Heirat nöthige Summe anzusammeln, ist das Ideal der jungen Barabra. Folgender Vorfall, der sich in Schellal ereignete, ist in dieser Beziehung charakteristisch. Ein Neger wurde von seinem Herrn mit einer kleinen Summe nach Assuan geschickt, um Einkäufe zu besorgen. Im Dorfe Korrortraf er einen Eingeborenen. Der Neger eröffnete ihm unvorsichtigerweise den Zweck seines Ganges und daß er Geld bei sich trage. Der Mann überredete ihn, ihm in eine Hütte zu folgen, wo er ihn mit Dattelschnaps und Durahbier bewirtete. Mit den Worten: „Trink, trink!“ bediente er seinen Gast solange, bis er völlig betrunken war. In bewußtlosem Zustande gab ihm alsdann der Neger die Geldsumme zum Wechseln und begnügte sich dafür mit einigen wenigen Piastern, die er dem Herrn zurückbrachte. Dieser stellte Klage bei dem Polizeipräsidenten in Assuan. Der Beamte ließ am folgenden Morgen den Eingeborenen rufen und forderte ihn auf, das Geld herauszugeben. Doch siehe da, der Mann hatte kein Geld mehr, er hatte sich hierfür bereits ein Weib erworben. Der Ehegatte wurde verurtheilt, solange dem Herrn des Negers Arbeitsdienste zu leisten, bis er die gestohlene Summe abgetragen hatte.

Ist der Bräutigam mit dem Vater der Braut über den Ehepreis übereingekommen, so wird der Tag der Hochzeit festgesetzt. Daß dieser Tag bei den Barabra festlich begangen wird, versteht sich von selbst. Vom Morgen bis zum Abend finden sich die Männer des Dorfes im Hause des Bräutigams ein, der für deren Empfang und Bewirtung seinem Vermögen entsprechend sorgt. Auf den Bettgestellen und Teppichen, Kaffee trinkend und Schibuk rauchend, plaudern sie. Für das gemeinschaftliche Mahl werden die Durahfladen und Melahbrühen von den Weibern zugetragen. Gegen Mittag beginnt eine Procession von Weibern, die schön geflochtene Körbe mit bunten Deckeln, die Speisen enthaltend, auf dem Kopfe, dem Versammlungsorte zuweilen. Dort nehmen die Männer die Speisen in Empfang und setzen sich in der Runde, in mehreren Gruppen, zur Mahlzeit zu Boden. Während des Mahles hocken die Weiber in der Ferne, Knaben bedienen mit Wasser. Ist das Mahl zu Ende, so

erheben sich die Gäste und waschen sich, «el-hamd lillah» (Gott sei gepriesen) brummend, Hände und Mund. Dann sinken sie auf ihre Matten zurück und schlürfen mit Wohlbehagen den dargereichten Kaffee, greifen nach dem Schibuk, den ein Knabe mit brennenden Kohlen anzündet und überlassen sich ihrem «kef» (Wohlbehagen). Die Weiber kehren nach Hause zurück, wo sie die Reste des Mahles verzehren.

Gegen Abend wird die Braut, die bisher unsichtbar geblieben ist, unter zahlreicher Begleitung von Weibern, die auf dem ganzen Wege ihr sonderbares Walwal-Geschrei und Gejohle fortsetzen, zur Wohnung des Bräutigams geleitet. Unter betäubendem Gejohle der Weiber tritt dieselbe ein; der Bräutigam, Fakieh und einige wenige Männer erwarten sie. Der Fakieh nimmt die Eheschließung nach dem im Koran vorgeschriebenen Ritus vor, indem er die Hände der beiden in seine Hand legt unter Hersagen einiger Koranformeln. Alsdann tritt der kateb (Schreiber) herbei und nimmt den Eheschließungsact auf, der dann dem Gadi des Gesm (Districtsrichter) überbracht und von diesem registriert wird.

Nach der Eheschließung zieht sich die Frau in das Weibergemach zurück in Gesellschaft der Freunde und Bekannten, während der Mann zu den Männern zurückkehrt. Nun beginnt die Hochzeitsbelustigung. In den monotonen Klang der Darabuka (Zelltrommel) mischt sich mit Unterbrechungen das unbeschreibliche Walwalgejohle der Weiber, während vor der Hütte die Jugend sich fröhlichen Reigen und Spielen hingibt. Andere führen Tänze auf. Diese Tänze der Barabra sind nicht stürmisch wie die der Sudanesen; sie trippeln oder hüpfen oder gehen hin und her, oft unter tölpelhaften Körperbewegungen und sonderbarer Pantomimik. Als Hochzeitschmaus wird ein Hammel, theils gekocht, theils gebraten, Stück für Stück vertheilt. Wird zuweilen Merissa ausgeschenkt, so kommt es vor, daß mancher sonst mäßige Barabrafohn des Guten zu viel thut. Die Phantasie, wie dies genannt wird, dauert bis gegen Mitternacht, worauf sich die Gäste allmählich zurückziehen.

In den folgenden Tagen zeigt sich die Braut nicht außer dem Hause, während der Mann in Festkleidung mit weißem, makellosem Turban in heiterer Stimmung bei allen Freunden die Runde macht, Kaffee trinkt und Schibuk raucht und sich so recht als Mann unter Männern fühlt und geriert.

Die Beschäftigung des Weibes ist die Berrichtung der häuslichen Arbeiten, wobei es von den Kindern unterstützt wird, während der Mann auf dem Nil

fährt und an Versammlungen theilnimmt. Die Versorgung der Hausthiere ist ebenfalls Arbeit der Weiber. Da gehen sie, die Pfeife im Mund, denn viele Weiber, besonders ältere, rauchen sehr viel, auf das Feld und tragen in Körben auf dem Haupte das Futter nach Hause. Bei solchen Gelegenheiten passieren sie den Nil. Sie benützen dazu einen Baumstamm von mäßiger Dicke, den sie in den Fluss legen; sie ziehen die Kleider aus, machen daraus ein Bündel und legen es auf das Haupt. Sodann setzen sie sich auf dem Stamm ins Wasser und treiben sich durch künstliches Rudern mit den Händen vorwärts. Ihre Gewandtheit hierin ist staunenswert. Angelangt am Gegenufer ziehen sie die Kleider an und tragen ihr einfaches Fahrzeug an das Ufer, um es bei der Rückfahrt wieder zu benützen.

Im allgemeinen gilt das Weib dem Manne als ein Zubehör zum Hause und Besitze. Ich fragte einen alten gaskr (Wächter) nach seinem Reichthum. Er antwortete: „Ich besitze einen Knaben, zwei Hütten, ein Weib und zwei Mädchen.“ Die Barabra sind sehr eifersüchtig auf ihre Weiber, besonders Fremden gegenüber. Vor diesen reden sie nie über die Angelegenheiten ihrer Weiber, und fragt man sie darüber, so zeigen sie Verlegenheit und antworten sehr kurz. Auch die Weiber selbst sind sehr scheu und zurückhaltend gegen Fremde. Sie sprechen mit diesen mit verhülltem Antlitz und in einiger Entfernung stehend.

Die Sittlichkeit ist besonders im Lande der Kenniz eine höchst strenge, ja sogar scrupulöse, und die Männer sind bemüht, dieselbe unter den Weibern zu erhalten. Sie kennen nicht jene Laster, die sonst im Orient so verbreitet sind. Nach Versicherungen zahlreicher Scheiks würde ein Weib, welches sich gegen die Sittlichkeit vergeht, mit Stoßschlägen zu Tode geprügelt werden; ja, die Männer erzählen, das

einst ein solches Weib in einen Sack genäht und heimlich im Nil ertränkt wurde zum abschreckenden Beispiele für die Zukunft. Ob es wahr ist, lasse ich dahingestellt; es beweist jedoch die Sorge für die Sittlichkeit. Wir haben auch während eines längeren Aufenthaltes nie Unfittliches bemerkt. Die heutigen Barabra gehen fast nie oder höchst selten eheliche Verbindungen mit Auswärtigen, als Fellachen oder Bedscha, ein. Wie in allen mohammedanischen Gegenden, so herrscht auch bei ihnen die Vielweiberei. Einige Scheiks versicherten uns, das es eine Vollkommenheit sei, vier Frauen zu besitzen nach dem Beispiel des Propheten Mohammed, während andere diese Vollkommenheit im Besitze von neun Frauen erblickten und noch beifügen, im Uebrigen könne man so viele nehmen, als man ernähren könne. Die Sitte der Vielweiberei ist zwar nicht allgemein; das Hindernis ist nur der Mangel an Mitteln. Die Weiber altern frühzeitig, gewöhnlich mit 30 Jahren. Alsdann denkt der Mann, die nöthige Summe zu sammeln, um sich ein junges Weib zu nehmen. In einem Dorfe befand sich ein etwa sechzigjähriger Greis, der drei schon im Alter vorgerückte Frauen besaß. Er entschloß sich, nochmals zu heiraten. Bereits hatte er zwei Pfund erspart und sagte eines Tages, er ersenne die Ankunft eines Dahabieh im Katarakt, damit er das fehlende Pfund verdiene, um zu heiraten. Als wir nach zwei Jahren wieder das Dorf passierten, fragte der Alte: „Wo sind jene Mulattenmädchen, die vor zwei Jahren hier waren?“ „In Kairo.“ „Sind sie verheiratet?“ „Noch nicht.“ „Es ist schade, das sie abreisten, ich wollte die eine heiraten.“ „Wie, du, so alt und willst noch heiraten?“ „Allahi“ (bei Gott), betheuerte er, indem er energisch auf die Brust schlug, „ich heirate sie beide.“ „Aber die beiden sind Christen, und du bist Mohammedaner!“ „Das macht nichts, das ist erlaubt.“



Vielweiberei und Götzendienst in Togo (Westafrika).

Dem letzten Jahresbericht des apostol. Präfecten P. Bücking aus der Steyler Missionsgesellschaft über den Stand der katholischen Mission im deutschen Schutzgebiet von Togo entnehmen wir Folgendes:

Die Anzahl der im Berichtsjahre gespendeten Taufen beträgt 282, worunter sich 66 in Todesgefahr Getaufte, die nach einer Belehrung nur über die nothwendigsten Glaubenswahrheiten und der nöthigen Vorbereitung des Herzens das Sacrament der Wiedergeburt empfangen, befinden. Die Taufen der Frauen, deren sich eine bedeutende Anzahl zur Taufe meldete, bieten unter den gegebenen Verhältnissen noch immer solche Schwierigkeiten, daß nur wenige zugelassen werden können. Da fast alle in polygamischen Verhältnissen leben, im Neuen Bunde aber die Monogamie absolutes Gebot ist, so kann von der ganzen Anzahl der mit den Polygamisten lebenden Frauen stets nur eine, und zwar die zuerst legal genommene, zum Sacramentempfang zugelassen werden, während alle andern, wenn auch nach Landesbrauch, der nie das christliche Gesetz der Monogamie unverbindlich machen kann, sogenannte Frauen, als Konkubinen zurückgewiesen werden müssen. Sehr zu bedauern ist auch der Verlust mancher Mädchen, die von ihnen durch Geschenke verblendeten heidnischen Eltern nicht selten dem Konkubinate und der Sünde überantwortet werden. Auch die im Berichtsjahre sehr starke, nach manchen Hunderten zählende Auswanderung hat manche die Vorbereitung auf die Taufe unterbrechen lassen und wird gewiss manche Getaufte der hl. Religion entfremden.

Das größte Hindernis für die Annahme des Christenthums und der mit ihm verbundenen Segnungen blieb jedoch auch im vergangenen Jahre neben der Vielweiberei der Fetischismus oder vielmehr die Furcht vor den Folgen einer offenen Absage des Götzendienstes. Wie ein Bann lastet die Furcht vor den sogenannten Fetischleuten und deren Drohungen und Giften auf einer großen Zahl von Eingeborenen. Und dieses nicht nur, wenn sie sich in ihrer Heimat befinden; sondern selbst in Lome gibt es z. B. Togo- und Porto-Seguro-Leute, die in einzelnen Fällen selbst längere Zeit zur Kirche und Katechese kamen, dann aber durch die Drohung, daß sie gewiss vergiftet würden, wenn sie dem Götzdienst entsagen würden, sich fernerhin ganz

unzugänglich zeigten. — Ja verschiedentlich sind schon Katechumenen, die sich durch Drohungen nicht abhalten ließen, und selbst schon Getaufte, vom Fetisch, wie man sich ausdrückt, „gekätscht“ (fortgeführt) worden. Die Mädchen verschwanden auf einmal. Vielleicht am selben oder am folgenden Tage bei Anbruch der Dunkelheit hört man lautes Schreien, nicht selten in der Nähe der Wohnung der Entführten, und man sieht das Mädchen, eilends den Fetischruf ausstoßend, in die Fetischschule laufen. So die gewöhnliche Lesart. In Wirklichkeit aber ist ein solches Mädchen von einem Eingeweihten bei einer guten Gelegenheit, wo er selbes allein traf, festgenommen und irgendwo, vielleicht in des Eingeweihten Wohnung, vorläufig untergebracht worden. Es wird ihr sofort eine Fetischmedizin beigebracht mit der Drohung, diese Medizin werde sofort tödtlich wirken, sobald die Gefangene schreie oder den Namen des Entführenden nenne. In der Dunkelheit der Nacht wird das gefangene Mädchen in aller Stille in die Fetischschule gebracht. Je nach den Umständen hört man dann am selben oder an einem folgenden Abend die oben erwähnten Rufe. In Wirklichkeit sieht man dann ein Mädchen, Fetischlaute ausstoßend, in der geschilderten Weise der Fetischschule zulaufen. In einzelnen Fällen mag es daselbe Mädchen sein, wenn es schon auf irgend eine Weise willig gemacht worden ist. Gewöhnlich aber wird ein anderes schon völlig mürbes von derselben Größe gesandt, welches jenes Spiel vor den Augen oder doch den Ohren des Volkes zu spielen hat. Und es heißt allgemein: „Der Fetisch hat die Latre oder Abloavi „gekätscht“, wir haben es selbst gesehen.“ Versuchen der Angehörigen, ein so entführtes Mädchen wieder frei zu bekommen, wird nicht selten nach längerer Zeit auf nicht unbedeutende Gaben an den Fetisch, bestehend in Rum, Zeugen, Ziegen, Hühnern, Nams u. c. hin, Folge gegeben. Meistens aber endigt die ganze Geschichte in solchem Falle mit einer zweiten Entführung, wodurch dann trotz Geschenke der definitive Wille des Fetisch sich kundgibt. Furcht hält die Angehörigen vor weiteren Schritten ab. Für die Annahme sittlicher Corruption innerhalb der Mauern liegen Gründe vor. Und derselben Corruption haben sie nach dem Willen des Fetisch, wie man sich auf diesbezügliche Fragen ausdrückt, auch außerhalb zu dienen, durch ihr Erscheinen

in den Ortschaften, allein oder in Scharen, entweder in auch nach den Begriffen der Eingeborenen durch aus mangelhafter Bedeckung, oder wie es auch vielfach geschieht, in absoluter Nacktheit: ein Umstand, der auch die letzten Reste sittlicher Scham nothwendig bei den Betreffenden vernichten muß. Wie sehr gerade diese Nudität zu den wesentlichen Vorschritten gehört, läßt sich aus dem Umstande erkennen, daß solche Fetischmädchen in der beschriebenen Weise auf den Lomemarkt entsandt werden, soweit nicht nach den daselbst gemachten unangenehmen Erfahrungen ein weißes Hüfttuch vorgezogen wird. Ein ernstes Vorgehen gegen derartige der Sittlichkeit, der persönlichen Freiheit und den Fortschritten der Civilisation hohnsprechende Auswüchse des auf ständige Reaction gegen europäische Regierungen, Cultur und Christenthum eingeschworenen Fetischismus, die er alle als seine geborenen Feinde betrachtet, würde in Wahrheit ein Kulturkampf in des Wortes bestem Sinne sein. Ein Zusammengehen Hand in Hand mit dem Fetischismus zur Erreichung civilisatorischer Erfolge, dem schon zuweilen das Wort geredet wurde, ist eine Idee, die nur ein Nichtkenner der Verhältnisse vertreten kann.

Wie die Anhänger des „Propheten“ von Mekka, wo immer sie die entsprechende Macht haben, sich als Gegner und Feinde europäischen Einflusses, abendländischer Macht, der Lehre des Christenthums und als die Dränger und Vampire der farbigen Bevölkerung erweisen und nur in hoffnungsloser Minderheit und Schwäche unter der gewaltigen oder reichen Hand europäischer Macht willfährige Freundschaft heucheln, so auch die Kaste der eigentlichen Fetischleute, nur mit dem Unterschiede, daß letztere auch in Schwäche gegen die Regierung und alles Europäische viel größere Zähigkeit und viel weniger Willfährigkeit und äußerliches Entgegenkommen zeigen werden, als die Anhänger des Mohammedanismus.

In einem Berichte aus Atakpame vom 25. Nov. 1901 heißt es weiter:

Die Fetischmänner haben immer noch großen Einfluß und treiben im Dunkeln auch jetzt noch ihre Gaukeleien. Aber sie können doch nicht mehr mit der früheren Dreistigkeit ihr Unwesen treiben, da die Regierung ihnen scharf auf die Finger sieht. Daß auch uns viel geschadet wird durch die Treibereien dieser Dunkelmänner ist klar. Offen wagt es natürlich keiner, aber oft schon haben sie uns Streiche gespielt im Geheimen. Einige Beispiele: Ein Junge war schon längere Zeit zur Schule und Katechese gekommen; und obschon er ziemlich dumm war, hatte er doch schon das ABC inne, und zählen konnte er auch schon bis Hundert. Da, eines

Morgens war er aus der Stadt verschwunden. Ein gutes Vierteljahr war er nicht zu sehen. Eines Tages sagten uns die anderen Schüler, Dotfu, so hieß er, sei angekommen. Auf unser Fragen gestand nun der Junge, seine Eltern hätten Afa (Fetisch) gemacht und die Götter gefragt, was ihnen am meisten genehm wäre, daß er zum Weissen in die Schule gehe, oder, der Vätersitte getreu, Landarbeit thue. Und da hätten die Götter über ihn entschieden: er solle nicht zur Schule gehen, sondern auf der Farm arbeiten. Alles Nachfragen nach dem Vertreter der Gottheit war umsonst, sonst hätte man die Sache näher untersuchen und dem Eiferer auf die Finger klopfen können.

Einer unserer ersten Schüler war der Neffe des Königs von Yaman und spätere Thronfolger. Nach einem halben Jahre starb der Knabe an Starrkrampf, eine Krankheit, die viele Erscheinungen mit Vergiftung durch Strychnin gemein hat. Da war nun kein Zweifel: der Knabe war vergiftet. Die Fetischkerle mußten den Fall natürlich auch vor ihr Gericht ziehen. An einem Huhne, dem man Gift beibrachte, wurde die Probe gemacht. Das Huhn starb. Nun war's erwiesen! Ein schlechter Mensch hatte dem Jungen mißgönnt, daß er zur Schule gehen und was lernen durfte und ihn vergiftet. Eine große Panik befiel die übrigen Schüler. Die Eltern von dreien kamen und erklärten, die Kinder könnten nicht mehr zur Schule kommen, wenn wir sie nicht zu uns nehmen würden. Sie würden bestimmt auch vergiftet; nur bei uns wären sie in Sicherheit, da es dann niemand wagen würde, ihnen ein Leid zu thun. Wollten wir die Kinder nicht verlieren, so mußten wir sie als Missionsjungen aufnehmen.

Vor kurzem blieb ein Mädchen von etwa 16 Jahren, das immer recht fleißig zur Katechese gekommen, aus. Auf Befragen nach der Ursache ergab sich, daß ihr Vater, ein Fetischmann, es ihr verboten hatte, noch ferner zur Mission zu gehen. Das Mädchen hatte sich geweigert, Afa (Fetisch) zu machen, daher die Wuth des Vaters.

Eines Tages kam ich in ein Gehöft, knüpfte mit den Leuten an und lud sie ein, einmal zur Mission zu kommen und sich dort die Sache mal anzusehen; einige sagten zu; nächsten Sonntag wollten sie kommen, kamen aber doch nicht. Ein Mädchen entschuldigte sich, der Fetisch habe ihr verboten, auf den Berg zu gehen. Sie sei nach Atele gewesen — in Atele ist das Heiligthum eines besonders mächtigen Gottes, zu dem die Atakpame oft wallfahrten und in wichtigen Dingen sich Rath holen — sie dürfe nun drei Jahre lang nicht auf den Berg gehen. Ich vermuthete anfangs einen Streich des Fetichs gegen

uns, fand aber bald, daß der dortige Fetisch von altersher den jungen Mädchen, die dorthin pilgern, auferlege, während dreier Jahre keinen Berg zu besteigen. Einen Grund für diese Verordnung konnte mir niemand angeben, es wäre das einmal so von altersher. Eine solche Verordnung hört sich schrecklich

dumm an, weil man schlechtthin auch gar keinen Grund dafür finden kann. Aber gerade der Umstand, daß die gewöhnlichen Leute für so etwas keine Erklärung finden, gibt dem Gebote etwas Geheimnisvolles und läßt die Leute mit Zittern und heiligem Schrecken so einen Ulf befolgen.



Die wirtschaftliche Erschließung Ugandas.

Der „Standard“ vom 29. Jänner enthält einen interessanten Bericht über eine Versammlung der Colonial-Section der Londoner Society of Arts, welcher Sir Henry Stanley präsiidierte und der u. a. der colonialwirtschaftliche Beirath der Deutschen Botschaft, Herr Legationsrath Dr. Zimmermann beiwohnte. Commander B. Whitehouse machte der Versammlung Mittheilung über das Ergebnis seiner Forschungsreise in Uganda und am Victoria Njansa. Der Vortragende schilderte die Erbauung des Schienenweges, welche unmittelbar nach dem Eintreffen des Oberingenieurs und seines Stabes in Mombasa im December 1895 in Angriff genommen wurde. Als Arbeitskräfte wurden Inder herangezogen. In den Niederungen hatten Vorgesetzte wie Leute sehr am Fieber zu leiden, und der Streik in England erschwerte die Beschaffung des Materials und der Locomotiven. Die Strecke hatte bis zur 355. Meile (engl.) bis zur Höhe von 7900 Fuß (engl.) emporzusteigen, und noch größere Höhen mußten später überwunden werden. Keine Eisenbahn der Welt ist unter solch außergewöhnlichen Bedingungen erbaut worden, und niemals hat die Anlage eines Verkehrsweges in dem durchquerten Lande einen so vollständigen Umschwung aller Verhältnisse herbeigeführt. Die Erschließung des Landes durch die Eisenbahn tritt bereits sehr deutlich in die Erscheinung, und schon jetzt sind Kupfen in ständigem Gebrauch, wo man bisher nur Perlen, Zeug und Kupferdraht als Zahlungsmittel kannte. Die Reise von Mombasa nach Port Florence beansprucht nach Eröffnung der ganzen Linie $1\frac{1}{2}$ Tage, und demnächst wird man mittels Anschlußdampfers Mengo, die Hauptstadt Ugandas, von der Küste aus in $3\frac{1}{2}$ Tagen erreichen können, während die Karawanen für diesen Weg 70 Tage gebrauchten. Reisende fahren jetzt für weniger als $2\frac{1}{4}$ Pence für die Meile (engl.) in einem erstklassigen Schlafwagen durch das Land,

und der Vergleich der Frachtsätze der Ugandabahn mit denen anderer afrikanischer Bahnen fällt zugunsten der ersteren aus. Drahtnachrichten können von einer Station zur anderen gesandt werden, und eine Telegraphenlinie führt von Port Florence in das innere Uganda. Die Eisenbahn erreicht auf dem kürzesten Wege von der Küste den östlichsten Punkt des Victoria Njansa. Während der letzten vier Jahre hat das Gebiet zwischen der Küste und dem Victoriasee seinen ungesittlichen Charakter verloren; man findet überall Verkaufsstellen, in denen man seinen Bedarf zu angemessenen Preisen decken kann. An allen Hauptstationen bestehen Bazare, eine unternehmungslustige indische Firma ist von der Eisenbahn aus weiter ins Innere vorgedrungen und hat in allen Regierungsstationen nlabwärts Verkaufsstellen eingerichtet. Kaffee kommt gut in Sesse und Uganda fort, Kautschuk findet man überall. In Ostafrika wie Uganda gibt es vorzügliche Faserpflanzen. Die Kastorölpflanze scheidet man allerorten. Tabak gedeiht gut, besonders in Nangi. Von Kartoffeln und europäischen Gemüsen aller Art ließen sich in dem Gebiete von Nairobi gute Ernten erzielen, dessen Bevölkerung jetzt niedrig geschätzt 5000 Köpfe beträgt, während, als die Eisenbahn zuerst diesen Punkt erreichte, nicht eine Seele dort angefaßen war. Ein kolossales Kraftwerk scheidet sich an, die Kräfte des Riponfalles zu verwerten, und noch mehrere andere Gewässer an der Strecke lassen sich nutzbar machen. Arbeitskräfte sind in Uganda ohne Schwierigkeit zu billigen Preisen zu erhalten, und die zukünftige Anlage weiterer Eisenbahnlinien wird größtentheils unter Verwendung einheimischer Arbeitskräfte gesehen können.

Im Anschluß an den Vortrag, der durch eine große Anzahl vorzüglicher Photographien erläutert wurde, nahm Sir Henry Stanley Veranlassung,

auf den Umschwung der Verhältnisse in Uganda seit seiner eigenen Expedition vor 27 Jahren hinzuweisen. Das Verdienst dafür wies er außer dem Eisenbahnbau der Arbeit der Missionen zu. Auf seiner Expedition sei er auf Schritt und Tritt blutdürstigen Wilden begegnet, während heute Uganda 90.000 Christen zähle. 300 Kirchen befänden sich bereits im Lande, und 90.000 Kinder besuchten die

Schule. — Die Missionäre hätten oft an Unterdrückungen zu leiden gehabt und mit zerrißnen Herzen von ihrem Arbeitsfelde fliehen müssen; schließlich aber sei ihre Arbeit belohnt worden, und heute haben sie die Freude, in ihrer Schaffensstätte am Ostufer des Victoria-sees den Endpunkt der großen britischen Eisenbahn zu erblicken.



Mission und Cultur.

Jede Nation hat bestimmte Worte, die zu bestimmten Zeiten eine geradezu zaubervolle Macht ausüben. Sie sind der Ausdruck einer Idee, welche, wenn nicht die große Gesamtheit, so doch ganze Classen des Volkes beherrscht. Sie brauchen nur ausgesprochen zu werden, und die Aufmerksamkeit ist erregt, die einstimmige Begeisterung wachgerufen, die Leidenschaft bis zur Fieberhitze gesteigert. Man nennt sie Schlagwörter. Als Lösung einer Partei sollen sie deren Grundsätze in aller Kürze wiedergeben.

Es ist klar: sie leben mit ihren Vätern und sinken mit ihnen ins Grab. Der Geist ihrer Erzeuger ist ihr Geist, deren Dogma ist ihr Glaube, deren Moral ihre Sittlichkeit, deren Macht ihre Macht.

Das bekannteste, älteste, gefährlichste Schlagwort, das sich heute „Los von Rom“ nennt, vor vierhundert Jahren die sogenannte Reformation anführte, im Mittelalter „Die Sibyllin“ rief, das in allen Zeiten, Zonen und Zungen lebt, — nach außen stets verändert, im Innern ewig dasselbe, — läßt sich am besten mit dem Namen „Culturkampf“ bezeichnen. Culturkampf — ein Kampf gegen die Cultur! Culturkampf — ein Wort, das nicht nur der Verblendete im Munde führen soll, ein Wort, das — ich sage nicht jeden Katholiken oder Christen, sondern jeden ehrlichen Menschen zum Kampfe für die Cultur anfeuern muß.

Aber was ist Cultur? Was bedeutet dieses Wort? Vielleicht den Geldsack mit seinen Segnungen? Cultur ist nichts anderes als das ge-

samnte innere und äußere Leben des Menschen, soweit es seiner natürlichen Entwicklung folgt und auf Grund des Sittengesetzes geregelt wird.

Was unnatürlich und unwahr ist, darf sich so wenig den Namen Cultur anmaßen wie die Unsitlichkeit. Wir haben gesagt, „das gesammte innere und äußere Leben“, weil der Mensch eben ein sinnlich-vernünftiges Wesen ist; nicht nur Geist, sondern auch Fleisch; nicht nur Fleisch, sondern auch Geist.

Aus beiden Hauptpunkten unserer Begriffsbestimmung der Cultur leuchtet aber sofort ein, in welchem innigen Zusammenhang Cultur und Religion stehen. Ich kann, und dies mit höchster Wahrscheinlichkeit, von dem Wesen meiner Cultur auf meine Religion schließen und umgekehrt. Selbstverständlich ist hier vorausgesetzt, daß ich in Wahrheit das auch thue, was ich mit dem Munde als meine Grundsätze ausbebe. Daraus ergibt sich aber auch ohne weiteres der zweite wichtige Satz, daß Jeder — und da nur die wahre Religion die wahre Cultur hervorbringen kann, so sagen wir richtiger — daß jeder Katholik, der im ganzen und vollen Sinne des Wortes Farbe bekennet, ein tüchtiges Stück wahrer Culturarbeit leistet, und daß vorzüglich der Missionär nicht nur eine religiöse, sondern in ganz hervorragender Weise auch eine culturelle Aufgabe zu lösen hat.

Zwar spricht und schreibt man oftmals den Satz: „Der Missionär ist zugleich Träger der

Cultur.“ Ob man ihn aber begriffen, ob man ihn richtig begriffen, ob man den richtig begriffenen auch angewandt und richtig angewandt, darüber läßt ein Blick in die Geschichte der Missionen keinen Zweifel aufkommen. Wir wollen jedoch an dieser Stelle weder auseinandersetzen, wer ihn vollständig und vollkommen aufgefaßt, wann und wo und wie man ihn im Laufe der Jahrhunderte in die Wirklichkeit umgesetzt, noch auch darlegen, wer das nicht gethan: unsere einzige Absicht ist, einige Bezüge aufzuhellen, welche zwischen Mission und Cultur statthaben. Aber wir fassen den Begriff Mission in seinem weitern Sinn. Die Kirche, der Staat und jeder, der den Beruf hat, andere zu leiten, ist so gut Missionär wie der Heidenapostel. Alle haben sie eine Mission zu erfüllen, deren Umfang genau so weit reicht, und zwar nur so weit als der Zweck des betreffenden Missionärs; aber der Zweck, welcher in der Natur der Dinge begründet ist, keineswegs jedoch jener, den der Mensch einzig vom Standpunkt des vermeintlichen Nutzens aus sich zusammenschraubt. Freilich werden wir stets den Heidenapostel vor allem im Auge behalten.

I. Mission und innere Cultur.

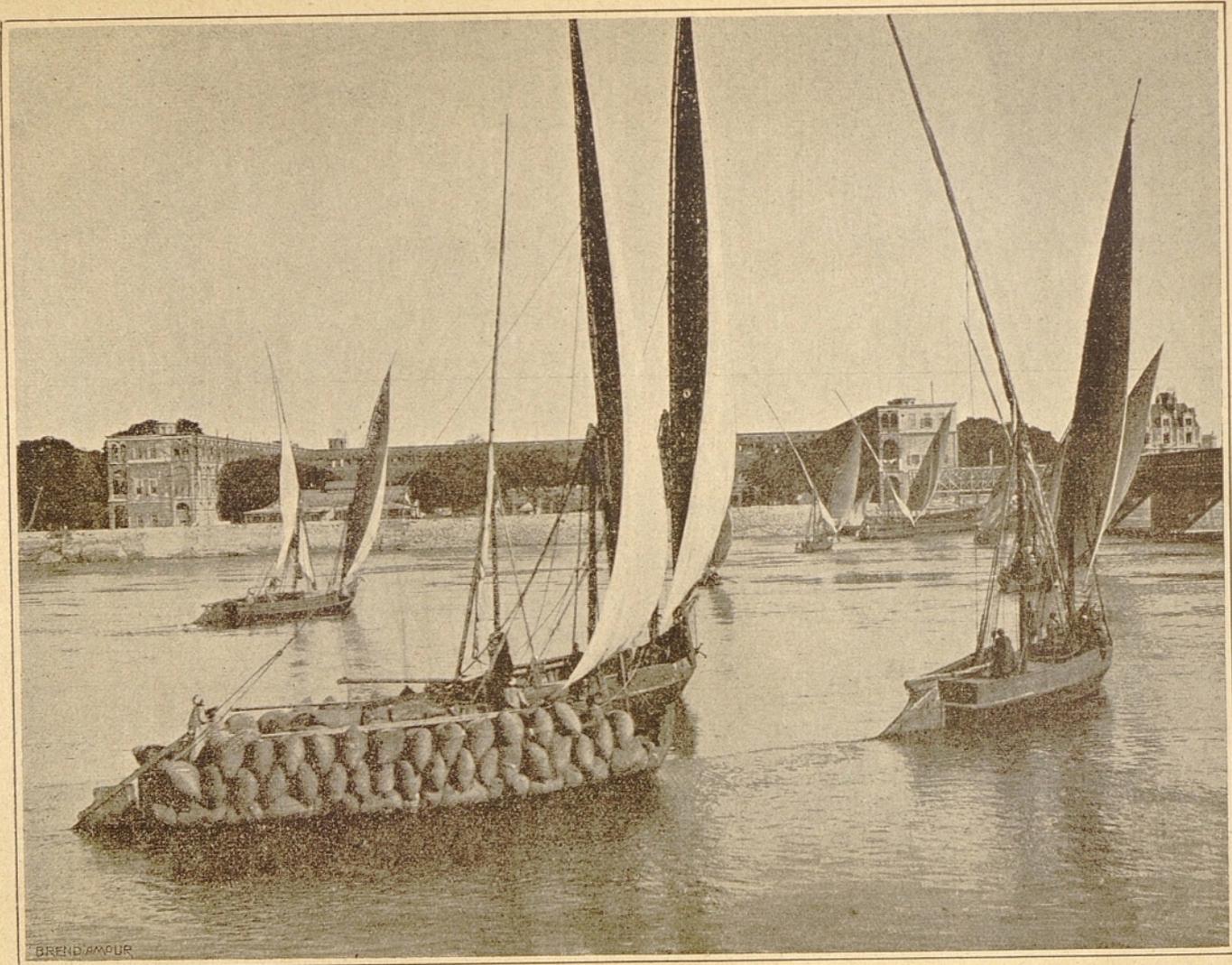
Wir haben die Cultur eingetheilt in eine innere und eine äußere, die beide miteinander in inniger Wechselwirkung stehen. Mit Recht, denn so wenig ein Kunstwerk schön genannt werden kann, das zwar reizende Formen aber keinen Geist besitzt, so wenig kann ein Mensch, dessen Seele verdorben ist, cultiviert heißen, wenn er auch äußerlich in den glänzendsten Verhältnissen lebt. Doch ist es die Weihe der Religion nicht allein, was eine des Menschen würdige Cultur herbeiführt. Sie ist allerdings Grundlage, Mittelpunkt und Vollendung, aber auch Kunst und Wissenschaft leiten den befruchtenden Strom der Beredlung in unser Herz. Vom Geiste sind sie ausgegangen, zum Geiste sprechen sie wieder zurück. So stellen sich uns als die drei hauptsächlichsten Mittel der Cultur die Wissenschaft, die Kunst und insbesondere die Religion dar. Allein während Kunst und Wissenschaft uns bilden können, ohne wirklich von uns ausgeübt zu werden, verhält es sich mit der Religion anders. Eine Religion, die wir lediglich studieren, deren Wahrheiten wir klar und deutlich mit dem Verstande erfassen, deren Forderungen wir theilweise vielleicht auch nachkommen, deren Pflichten wir wohl auch erfüllen möchten, wenn es nur keine Ueberwindungen und Anstrengungen kostete, eine solche Religion ist für uns ohne Belang. Doch nein!

Auch sie hat ihre Wichtigkeit, leider eine sehr verhängnisvolle. Sie bildet nicht, sie verbildet, sie verbildet nicht, sie verschlechtert. Wenn wir demnach von der Religion als Culturmittel sprechen, so meinen wir niemals diese Paradereligion, sondern ausschließlich die mit Herz und Kopf thatsächlich ausgeübte.

1. Die Wissenschaft als Culturmittel.

Wir haben diesem Punkte die Aufschrift: „Die Wissenschaft als Culturmittel“ gegeben. Man erwarte aber ja nicht eine Lobrede auf die Wissenschaft, wie sie in jedem „praktischen Leitfaden der Redekunst auf rationeller Grundlage“ als Musterbeispiel zu lesen ist. Für uns kommt sie nur soweit in Betracht, als sie bei der Missionierung eines Landes in Frage steht.

Wie alle Gesetze der höheren und niederen Rechnerei schließlich auf dem Einmaleins ruhen, so alle Wissenschaft auf der gegenseitigen Mittheilung der Gedanken durch die Sprache. Wenn es wahr ist — und es ist wahr — daß jedes Volk seinen eigenen Genius besitzt, dann ist es auch sofort klar, daß es auf keinen Fall gleichgiltig ist, welche Sprache es redet. Der Mensch spricht eben, wie er denkt, vorausgesetzt, daß er kein Pharisäer ist. Der eigenthümliche Vorstellungskreis und Gedankengang sind es aber, welche in Verbindung mit verschiedenen äußern Umständen, die wir bei der äußeren Cultur berühren müssen, der einzelnen Nation ein besonderes Gepräge im Leben ausdrücken, mit einem Fremdworte — ihren Genius ausmachen. In seiner geistreichen Art gibt der Vater der philosophischen Sprachwissenschaft, Wilhelm von Humboldt, diesem Gedanken Ausdruck. Die Sprache ist ihm nichts anderes als die sinnliche Verkörperung des Geistes der Völker — „ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken: wie sie in Wahrheit miteinander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Das reale Erklärungsprincip und der wahre Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit ist die geistige Kraft der Nationen, weil sie allein lebendig selbstthätig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wenn wir Intellektualität und Sprache trennen, so existiert eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht.“



Handelsbarken auf dem Nil bei Kairo.

Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daß sie für ein menschliches Werk gleich anderen Geisteserzeugnissen gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloß in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern uns ihr Wesen selbst in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstellte, und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte ist darum und insofern verschieden, weil und als es die Geistes-eigenthümlichkeit der Nationen ist. Die Individualität steht unleugbar da. Aehnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhang vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und der wieder individuellen Auffassung, daher auch gewiß jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache immer ein geistiger Aushauch eines national-individuellen Lebens ist, so bleibt immer etwas unerkant in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist.“ (Vgl. Wilhelm von Humboldt: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ als Einleitung zu: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java.“ Berlin 1836.)

Aber noch mehr! Die Sprache gibt den Geist eines Volkes nicht einfachhin wieder, wie so viele andere äußere Erscheinungen, sondern „die Sprache bringt den Charakter eines Volkes am meisten zum Ausdruck, denn sie verschmilzt mit aller Aeußerung des Gemüthes und bringt darum das immer sich gleichbleibende individuelle Gepräge zurück.“

Ist aber diese Auffassung richtig — und die ganze Geschichte, das Alterthum, das Mittelalter und die Neuzeit bestätigen sich augenscheinlich — dann ergeben sich nothgedrungen wichtige Folgerungen, die wir, leider Gottes! in unserem Eigendünkel und Eigennutz so gerne nicht ziehen möchten. Der erste und nothwendigste Schluss lautet nun:

„Kein Missionär, mag er sich Kirche, Staat oder Heidenapostel nennen, hat das Recht, einem Volke die angeammte Sprache zu nehmen.“

Wer das thut, der mißbraucht offenbar seine Gewalt, er frevelt, er mordet. Einer Nation die Muttersprache rauben, heißt sie charakterlos machen, heißt sie vernichten. Denn das Wesen der Nation beruht auf der Einheit der Sitte, des Blutes und der Sprache. Eine Sprache muß jedes Volk haben. Spricht es nicht die eigene, so hat es eben eine fremde — das ist eine Binsenwahrheit — aber damit auch einen fremden Geist, und damit eine fremde Sitte, und damit ist es Jedem, der Gewalt hat, preisgegeben und feil. Die Nation verliert das eigene Blut: sie geht unter. Ob eine neue aus ihr entsteht?! Vielleicht. — Das Gras wuchert heute zwischen den geborstenen Säulen und Kapitälern, wo einst die reichen Culturstaaten blühten, die der römische Reichsmoloch verschlungen. Und was hat der Islam auf seinen weiten Culturfahrten hervorgebracht! Und die neuere Zeit, unsere mitgerechnet, liefert sie die Beispiele nicht zu Hunderten? Die ganze Geschichte hält also hartnäckig an dem Urtheile fest: „Jedes Volk, dem eine fremde Sprache aufgezungen wird, ist zum Tode verurtheilt.“

Jedoch — wir müssen hier wohl unterscheiden zwischen Mutter- und Verkehrssprache. Solange eine Nation ihre Muttersprache unbehindert beibehält und nur Einzelne wie Studenten*) und Handelsleute die fremde Sprache lernen und im Verkehr nothgedrungen anwenden, ist noch keine Gefahr vorhanden. Sobald aber ganze Volksclassen eine fremde Sprache, wenn auch nicht auf, so doch annehmen, sobald steht auch schon der Todesengel vor der Thüre, selbst wenn diese Sprache rein Verkehrssprache bleibt.

Daraus folgt aber als zweiter Satz: „Jeder Missionär, mag er nun als Vertreter der Kirche oder des Staates erscheinen, hat die Sprache seiner Pflegebefohlenen zu lernen, nicht aber diese die seinige.“

Da ferner, wie wir oben gesehen haben, die Bildung des Menschen gewissermaßen mit der Entwicklung seiner Sprache gleichen Schritt hält, so hat drittens der Missionär, mag er nun sein, wer er will, die Pflicht, soweit es in seinen Kräften liegt, die Sprache seiner Schützlinge zu heben und zu pflegen. Steht sie noch unter der Stufe des Schriftthums, so wird er diesem Uebel-

*) Aber auch hier ist die Gefahr nicht zu unterschätzen. Man vergleiche nur den deutschen Humanismus. Revolution, Reformation und Aehnliches waren seine Kinder.

stande abzuhelpen suchen und in allen anderen Fällen die angängigen Mittel vernerten, um sie nicht nur dem allgemeinen Verkehrsmittel, was sie übrigens bei keinem Volke ausschließlich ist, sondern auch zum Bildungsmittel für weitere Kreise, für die Gesamtheit heranzuformen.

Eine andere Frage, die hier hereinspielt, darf nicht übergangen werden. Was aber dann, wenn eine große Anzahl in ein fremdes Land auswandert? Hieng die gesammte Cultur einzig von der Beschaffenheit der Sprache als Ausdruck des Volksgeistes ab, und wäre das Nationalitätenprincip in seiner vollen, ursprünglichen Bedeutung unveränderlich und nothwendig, dann wäre die Frage allerdings sehr leicht zu beantworten. So aber, wo es sich nicht um das Volk handelt, bei welchem der Auswanderer sich niederläßt, sondern in erster Linie um diesen selbst, wo die Cultur bei weitem nicht von dem Charakter allein abhängt, wo das Nationalitätenprincip keineswegs so heilig und unwandelbar ist, wie es im ganzen Alterthum und heutzutage wieder in zweiter, vermehrter Auflage

ausgegeben wird, wo der Einzelne sich nach Möglichkeit — sittlich und physisch beurtheilt, dem Gesetze der Allgemeinheit anpassen muß, wo, wie wir unten sehen werden, die Natur selbst kraft- und machtvoll eingreift, da, sagen wir, ist es äußerst schwer, ohne Berücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse eine allgemeine Antwort zu geben. Nur dann, wenn der Auswanderer möglichst selbständig und abgeschlossen leben kann, soll und muß er seine Muttersprache mit aller Fähigkeit festhalten. Auf die Gründe werden wir später zurückkommen müssen. Was wir von andern Fällen denken, können wir hier nicht ausführen. Eines aber scheint uns unzweifelhaft sicher zu sein: „Sobald jemand seine Muttersprache als solche ablegt, ist er nicht mehr er selbst; und solange er nicht mit der fremden Sprache von außen nach innen und von innen nach außen den fremden Geist aufgenommen hat, — und dies ist sehr schwer — solange ist er nicht nur ein einfacher Bastard, sondern ein Zwitter dazu.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Glaubensboten des deutschen Volkes.

Der hl. Beatus.

(Da das Leben des hl. Beatus zu sehr der geschichtlichen Grundlage entbehrt, so geben wir es nach der Legende von Heitemeyer.)

Das tapfere, freiheitliebende Volk der Schweiz rühmt sich, einen Apostelschüler in seinen schönen Bergen aufgenommen und von ihm die Wahrheit und Gnade des Christenthums empfangen

zu haben. Dieser Schweizerapostel ist der hl. Beatus. Vor seiner Bekehrung hieß er Suetonius, stammte aus einer vornehmen Familie Schottlands, zeichnete sich durch Wohlgestalt, wie durch sein gesittetes, feines Benehmen vorthellhaft aus und reiste als Jüngling zu seiner weitem Ausbildung nach Italien. In Mailand lernte er den Apostel Barnabas kennen,

wurde von ihm im Christenthum unterrichtet und getauft und fühlte sich in der Liebe und Gnade Jesu Christo so glücklich, daß er sich den Namen Beatus, d. h. der Glückselige, geben ließ. Als Christ reiste er nach Rom, sah dort den Apostelfürsten Petrus, erhielt von ihm die Priesterweihe und den Auftrag, den Helvetiern (Schweizern) das Evangelium zu verkünden.

Von dem Diacon Achates begleitet, verließ Beatus das schöne, anmuthige Italien und überstieg unter unfäglichen Beschwerden die schneebedeckten Alpen. Seine Liebe zu Gott und den Menschenseelen, sein lebendiger Glaube und sein seliges Gottvertrauen waren sein einziger Reichthum. Was er vormalig an Vermögen besessen, hatte er unter die Armen vertheilt. Mit einem langen Rock bekleidet und einem Pilgerstab in der Hand kam er durch das Aarthal bis zum Herzen des Schweizerlandes, zum Waldstätter See. Ueberall, wohin er kam, im Aargau, Solothurn, Bern, Thurgau und Luzern, streute er den Samen des Evangeliums, forderte die Bewohner des Landes zur Buße auf, stellte ihnen die Thorheit ihres Gözendienstes vor Augen und mahnte sie, die heilbringende Lehre des Gottessohnes anzunehmen. Die schlichten Leute überzeugten sich bald, daß der fremde Prediger nichts anderes begehre, als das Heil ihrer Seelen; denn Geschenke nahm er nicht an. Mit seinem Freunde Achates nährte er sich von der Arbeit seiner Hände; er flocht Fischreusen, Weidenkörbe und Binsenmatten, von deren Erlös er spärlich lebte. Gegen jedermann zeigte er Freundlichkeit, Wohlwollen und Dienstfertigkeit; Unbilden und Verfolgungen ertrug er heiter und gelassen, Beleidigungen verzieh er von Herzen; seine Geduld und Sanftmuth ließen sich nie erschüttern. Durch Gebet und Handauslegung machte er viele Kranke gesund, und außerordentliche Zeichen bestätigten ihn als einen Gottesmann, den das Volk bald als seinen Vater ehrte und liebte. Immer mehr drang die rechte Gotteserkenntnis in die Seelen, sie nahmen die Lehre Jesu freudig an und rissen ihre Gözentempel nieder.

Von den anmuthigen Gestaden des Vierwaldstättersees wandte sich Beatus zu den rauhen Gebirgsgegenden des Thuner und Brienzner Sees, um auch dort den armen Gebirgsbewohnern das Brod des Lebens zu brechen. Die biedern, einfachen Landleute nahmen ihn gastlich auf, hörten mit Freuden seine Lehre, entsagten dem Gözendienste und wurden eifrige Befenner der ewigen Wahrheit.

Nachdem Beatus in allen Schweizergegenden das Evangelium verkündet und durch sein heiliges Leben selbst die verwildertsten Heiden umgewandelt hatte,

sehnte er sich, hochbetagt, nach Ruhe. Er hörte von einer schauerlichen Einöde, wohin sich niemand wagte, weil dort ein furchtbarer Drache hauste. Beatus bat einen Schiffer, ihn und seinen Freund Achates über den Thuner See an das jenseitige Gestade zu setzen. Der Schiffer trug Bedenken, weil ein starker Sturm wehte und die Wogen schäumend brandeten. Sobald sie aber ins Schiff stiegen, legte sich der Sturm und das Wasser zeigte eine spiegelglatte Fläche.

In der Mitte des Berges fand Beatus eine Felsenhöhle, aus der ihm der Sage nach ein furchtbarer Drache, seit langem der Schrecken der ganzen Gegend, schnaubend und mit aufgesperrem Rachen entgegenkam. Beatus machte das hl. Kreuzzeichen, und der Drache fuhr in den See hinab und ward nicht mehr gesehen.

Die Felsenhöhle wählte Beatus zu seiner Wohnung, um fortan sich unter Fasten, Bußwerken und Gebet auf eine glückselige Ewigkeit vorzubereiten. So große Verdienste sich Beatus erworben, so hielt er sich doch in seiner Demuth für den unwürdigsten Diener Gottes und benetzte oft sein rauhes Lager mit Thränen. Die Wurzeln und Früchte der Wildnis waren seine Nahrung. Trotz dieser einfachen und abgetödteten Lebensweise erreichte er, wie die frommen Altväter der Wüste, ein hohes Greisenalter.

Neunzig Jahre war Beatus alt, als ihn ein heftiges Fieber befiel. Er erkannte, daß die Stunde seiner Heimkehr gekommen sei und bat seinen Freund Achates, die Männer der Nachbarschaft an sein Sterbebett zu rufen. Sie kamen und standen voll tiefer Betrübniß am Sterbelager ihres Wohlthäters und geistlichen Vaters. Er begrüßte sie freundlich mit den Worten: „Meine lieben Leute und Kinder in Christo! Vor meinem Hinscheiden möchte ich noch einiges zu euch reden. Erinnert euch an das, was ich euch so oft gesagt habe: es ist mit dem Tode des Gläubigen ganz anders, als mit dem Tode des Ungläubigen. Die Ungläubigen haben nach diesem Leben nichts Gutes zu hoffen; ihrer wartet die Verdammnis. Allein der Tod des wahren Christen ist nur ein sanfter Schlaf; er geht durch den Tod in die ewige Freude ein. So bleibet denn standhaft in dem christlichen Glauben! Lasset weder durch Unglauben, noch Irrlehre, noch Sünde euch von Jesus Christus abwendig machen! Wandelt, wenn euch euer ewiges Heil lieb ist, eurem christlichen Berufe gemäß. Gottes Segen sei und bleibe mit euch und dem ganzen Lande! Amen!“

Dann umarmte er Achates und sprach zu ihm: „Lieber Sohn und langbewährter Freund Achates! Wir wollen nicht trauern, vielmehr beide dem treuen

Gott danken, daß wir unter seinem Beistande so viele Jahre im Glauben und in der Liebe Ein Herz und Ein Sinn geblieben sind, daß wir immer friedlich miteinander gelebt, Leid und Freude miteinander getheilt, die Mühseligkeiten gemeinsam ertragen und die Anfechtungen überwunden haben. Wie könntest du dich auch, mein guter Achates, darüber betrüben, daß Gott mich jetzt aus diesem vergänglichem Leben zum ewigen seligen Leben ruft? Laß es also geschehen und ergib dich in Gottes heiligen Willen! Entsetze dich nicht über meinen Tod und kümmer dich nicht, daß ich jetzt sterbe! Es ist einmal Gott so gefällig und gerecht zum Heile meiner Seele. Ich gehe dir jetzt auf dem Wege voran, du folgst mir in kurzem nach. Vergiß daher meiner väterlichen Ermahnungen nicht, bleibe

deinem christlichen Berufe treu und besleibe dich aller Gottseligkeit. Befestige durch Wort und Beispiel die neubekehrten Christen im Glauben und erhalte sie dem Herrn! Wache und bete und bereite dich mit allem Fleiße auf deine Sterbestunde! Was meinen hinfälligen Leib anbetrifft, so begrabe ihn, wenn meine Seele davon wird abgeschieden sein, neben

dieser Höhle, die ich dir zum Erbtheil hinterlasse. Ich scheidet dahin in der gewissen Hoffnung der Auferstehung; der Herr wird auch meinen Leib wieder zum Leben erwecken."



Hl. Beatus.

die neue Lehre der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts auch in die Schweizergaue eindrang, wurden die Gebeine des heiligen Beatus nach Luzern in die Stiftskirche des heiligen Leodegar übertragen, wo sie alljährlich an den vier höchsten Festen zur Verehrung der Gläubigen ausgesetzt werden.

Der sterbende Greis faltete seine Hände, erhob seine Augen gen Himmel und sprach: „Herr, du guter und treuer Gott! du hast mich erlöset; in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Mit diesen Worten entschlief er sanft am 9. Mai 112, neunzig Jahre alt.

Achates begrub ihn neben der Höhle, welche fortan im Munde des dankbaren Volkes die „Beatushöhle“ hieß. Gott verherrlichte die Ruhestätte seines treuen Dieners durch wunderbare Gebetserhörungen. Deshalb erbauten die Christgläubigen dort eine Kapelle, zu welcher zahlreiche Pilger wallfahrten. Als aber

Verschiedenes.

Aberglaube. Am 27. October war in Dar-es-Salaam eine theilweise Mondfinsternis sichtbar. Etwa ein Fünftel der Mondscheibe war verfinstert. Sowohl Sonnen- als Mondfinsternisse machen auf die Neger großen Eindruck; in ihrem Aberglauben meinen sie, der böse Geist (Shetani) wolle Sonne und Mond rauben oder verschlingen. Dann wird sofort ein Tanz zu Ehren des bösen Geistes in

Scene gesetzt, damit durch furchtbare Masken und durch Lärm der großen Trommel der böse Geist von seinem frevelhaften Beginnen abgeschreckt werde. Da natürlich die Finsternis immer wieder vorübergeht, glauben sie, ihre Goma haben geholt, und so werden sie in ihrem Aberglauben und im Vertrauen auf die Zauberer, die dazu angerathen haben, noch bestärkt.

Die Löwen in der Umgegend von Dar-es-Salam. Am nebligen, regnerischen Abend des 26. Juli gegen halb 7 Uhr brachen mehrere Löwen beim Kilometer 15 $\frac{1}{2}$ in eine Hütte des Dorfes Mbaruf ein, um daselbst vier Menschen zu tödten und zu verzehren. Trotzdem man annehmen sollte, daß diese ausgiebige Abendmahlzeit für eine Familie von drei Köpfen zur Stillung des Appetits hinreichen müßte, so scheint doch der Hunger des Raubgesindels entweder ein sehr heftiger gewesen zu sein, oder es haben sich mehrere Familien zu diesem Raubzuge zusammengethan, denn in derselben Nacht, kurz vor Anbruch der Morgendämmerung kehrten die Bestien noch einmal nach dem Dorfe zurück und holten aus einer zweiten Hütte nochmals vier Einwohner, die sie gleichfalls tödteten und verspeisten. Der Indianer, welcher das Unterkunftshaus in Fugu verwaltet, und welcher sich auf das Gerücht von dieser entsetzlichen Begebenheit hin auf den Schauplatz begab, hat mit eigenen Augen die Ueberreste der Getödteten gesehen und gibt an, daß der blutgetränkte Boden fast das Aussehen eines Schlachtfeldes angenommen hatte.

Jugend in Ostafrika. Einen reizvollen Anblick bietet die Beobachtung unserer kleinen chokoladebraunen Sualahis oder quittegelben Indianer bei ihren kindlichen Spielen. Wenn mittags der Monsun mit verdoppelter Stärke einsetzt, so sieht man zahlreiche Drachen, meist primitivster Art, über dem Eingeborenenviertel schweben und die glücklichen Besitzer dieser Flugmaschinen haben genau dieselben freudeglänzenden Augen wie unsere Jugend daheim. Die in Deutschland so beliebten Ziehwagen der Kleinsten werden hier in erfindertischer Weise durch die runden Blechdeckel der Butter- oder Conservendosen ersetzt. Ein Stock, ein Nagel durch den Mittelpunkt der Blechscheibe, und fertig ist das Spielzeug, welches im Gegensatz zu unserem heimatlichen durch die Einfachheit der Construction keine Unkosten verursacht, Forschungsversuche der wissbegierigen Jugend nach dem Wesen verborgener Mechanismen überflüssig macht und im Unbrauchbarkeitsfalle leicht ersetzt werden kann. Ein charakteristisches afrikanisches Kindervergügnungsobject ist die etwas über handgroße Landschildkröte, welche, gleich dem Schächsen zu Hause, am Bindsfaden gezogen wird. Uebermäßig schnelle Bewegungen kann man dem kleinen Panzerfrosch zwar nicht zusprechen, aber „Beharrlichkeit führt auch hier zum Ziel“. Zum Glück kann eine ordentliche Schildkröte monatelang ihr Leben fristen und da mit Sicherheit vorauszusetzen ist, daß während dieser Zeitdauer entweder der Bindsfaden reißt oder das schwarze „Mtoto“ des

Spielzeuges überdrüssig wird, so dürfte ein Ausschreiten des Thierschutzvereins nicht erforderlich sein.

Selbstmorde in Afrika. Daß Selbstmorde auch unter den Eingeborenen von Afrika vorkommen, die noch nicht mit Europäern und dem civilisierten Leben in Berührung gekommen sind, ist eine bekannte Thatsache. Zwar sind dieselben seltener als in civilisierten Ländern — in den Küstengebieten häufiger als im Innern — scheinen aber auf dieselben Ursachen zurückzuführen zu sein. Der Missionsarzt Dr. G. Liengme hat darüber in dem Gebiete von Lorenzo Marquez Beobachtungen gemacht. Darnach ist Familienzwist auch dort die hauptsächlichste Ursache der Selbstmorde; ein Vater geräth mit seinem Sohne in Streit; ein Mann wird von seiner oder seinen Frauen verfolgt oder umgekehrt; ein junges Mädchen wird gegen seinen Willen gezwungen, einen Mann zu heiraten, den es verabscheut; solche Fälle scheinen auch den Schwarzen oft das Leben unerträglich zu machen. Dagegen scheint Selbstmord aus unglücklicher Liebe unbekannt zu sein. Eine andere Art von Selbstmord verdient wiederum besondere Erwähnung; es ist dies der Selbstmord im Kriege. Es kommt oft vor, daß Kriegsgefangene sich weigern, ihren Besiegern zu folgen, und die den Tod der Knechtschaft vorziehen, die sie erwartet. Indessen tödten sie sich gewöhnlich nicht selbst, sondern bitten ihre Besieger, es zu thun, und es ist Vorschritt, ihnen diese Bitte zu gewähren. Man durchbohrt sie mit der Lanze. Die Soldaten des in der letzten Zeit viel genannten Häuptlings Gungungana ermordeten ohne Erbarmen alle Menschen, die sich nicht sofort unterwarfen. Da dies bekannt war, zogen viele Besiegte es vor, selbst Hand an sich zu legen. Dies that z. B. Wbingwane, der alte Häuptling der Mo-Tshopi. Als sein Volk sich während eines Ueberralles durch die Bo-Ngoni, dem Volke des Gungungana, durch einen von seinem Sohne Shipenenyane geleiteten kühnen Ausfall gerettet hatte, war er, da er krank und blind war, nebst einigen Anderen zurückgeblieben. Er begab sich in seine Hütte und zündete dieselbe an, weil er wußte, daß der Tod von Feindeshand ihm sonst sicher war.

Während nun die Arten des Selbstmordes bei den civilisierten Völkern sehr verschieden sind, ist dies bei den von Dr. Liengme beobachteten Stämmen nicht der Fall. Die Frauen drehen ein Stück Kalko zusammen und hängen sich in der Hütte oder an einem Baumast auf. Findet man sie, so heißt es seitens der Verwandten, das ist das Werk der Götter (Chiwembo) des Opfers oder eines bösen Geistes (Moloji). Die Männer wählen, wenn

sie ein Gewehr haben, den Tod durch Erschießen, was sie von den Weißen gelernt haben. Solche, die kein Gewehr haben, schneiden sich die Kehle ab oder stürzen sich in einen scharfen Speer. Durch Ertränken bringen sich Schwarze merkwürdigerweise nicht ums Leben, auch Gifte gebrauchen sie dazu nicht, vielleicht weil sie nicht wissen, ob dieselben sicher und schnell genug wirken. Sie machen sich aber kein Gewissen daraus, gelegentlich andere Leute zu vergiften.

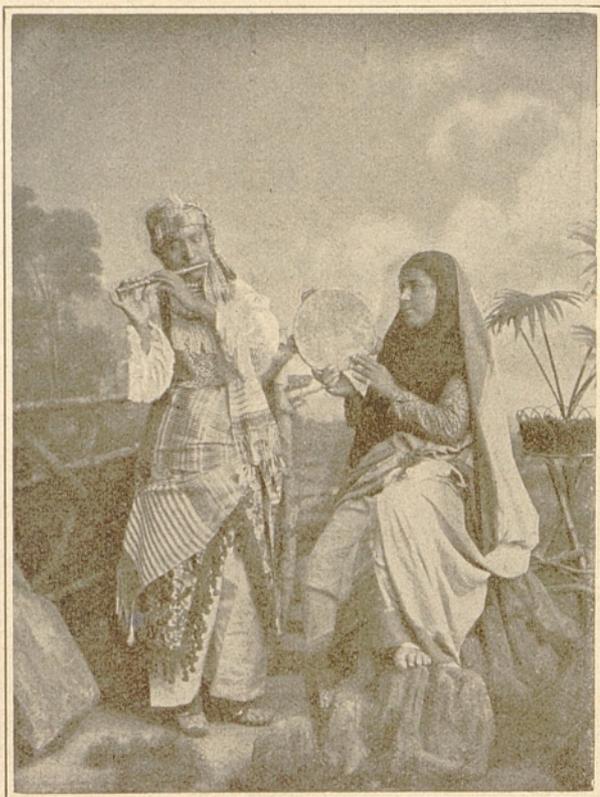
Ein ägyptischer

Riese. In Frankreich ist der Araber Hassan Ali eingetroffen, welcher 2 Meter 32 Centimeter hoch ist. Er stammt aus der Umgebung von Kairo, zählt 27 Jahre, ist ungemein kräftig, ziemlich schlank und von solidem Körperbau. Mit erhobener Hand erreicht er eine Höhe von 3 Meter 2 Centimeter. Sein Zeigefinger mißt 13 Centimeter. Er erfreut sich einer blühenden Gesundheit und eines — man verzeihe das Wort — riesigen Appetits. Hassan Ali stammt aus einer Familie von Riesen. Seine Eltern leben noch; der Vater mißt 2 Meter 4 Centimeter, die Mutter 1 Meter 96 Centimeter. Er ist mit einer Araberin verheiratet, die eine Höhe von 1 Meter 86 Centimeter hat, und ist Vater eines vierjährigen Knäbleins, das nach den allerdings kaum glaublichen Versicherungen des Dolmetschers schon eine Höhe von 1 Meter 86 Centimeter erreicht haben soll. Hassan Ali konnte in keiner Cabine untergebracht werden, man mußte ihn im Salon auf Matrazen betten. Die Reise nach Paris wird er gleichfalls nicht in einem Abtheil-, sondern in einem Güterwagen auf Polsterfüßen machen.

Ameisenplage. Aus Bamania am belgischen

Congo wird berichtet: „Unlängst schlief unsere Schwester C. bei den Kindern im großen Palmehause. Gegen 11 Uhr erwacht sie; ein eigenthümliches, unangenehmes Gefühl sagt ihr, daß sie von Ameisen überfallen ist. Eiligst aus dem Bett, das war das Erste. Scapulier und Schleier konnte sie nicht mehr erreichen, da diese bereits dick voll Ameisen

waren. Nun kam sie schnell zu mir, kehrte aber bald zurück und nahm einen Stuhl mit. Inmitten der Kinder nahm sie ihren Platz, um sogleich zur Hilfe bereit zu sein, falls auch diese überfallen würden. Und richtig! Sie ließen nicht lange auf sich warten. Ein knisterndes Geräusch — ähnlich dem Regen — auf dem Palmhause und an den Wänden verrieth ihre Nähe. Im Nu waren alle Kinder aus den Betten und im Freien. Es blieb ihnen nun kein anderer Zufluchtsort, als ihre Küche, d. i. ein großes Dach, von allen Seiten offen. Wir bestellten nun, aus Furcht vor wilden Thieren, unseren wachhalten-



Musicierende Ägypterinnen.

den Schwarzen und den der hochwürdigen Patres, die den noch übrigen Theil der Nacht mit geladenen Gewehren ihre Posten neben den Lagerstätten der Kinder einnahmen. Damit war aber noch nicht alles aus. Kaum war ich wieder im Bett, als ich durch ein großes Geschrei erschreckt auffuhr. — Ein neuer Ueberfall. — Unsere acht Kleinen, welche unter der Obhut zweier erwachsener Mädchen in einem andern Hause schliefen, waren ebenfalls von diesen unliebsamen Gästen heimgesucht. Die zwei Mädchen hatten schnell die Kleinen aus den Betten geholt, nun standen sie draußen in der finstern Nacht, laut schreiend: «Mama, mafumba jakka!» (Mama, die Ameisen kommen.) Ich holte

andere Decken, wickelte die Kleinen hinein und legte sie im Spechzimmer auf den Boden nieder, wo sie bald ruhig weiterschließen. Auf ähnliche Weise haben wir schon mehrere Ameisennächte gehabt. Zu

Millionen und Milliarden kommen diese kleinen Thierchen heran, so daß sie überall in dicken Klumpen sitzen, und das einzige Rettungsmittel ist — Flucht.“

Marien-Verein für Afrika.

Dieser Verein hatte am 17. ds. eine recht animierte Versammlung. Der Vorstehende Canonicus Anton Schöpfleuthner begrüßte die Anwesenden, namentlich die Mitglieder des Centralausschusses, die Vorsteher und Vorsteherinnen der Pfarrgruppen, die anderen Vereinsmitglieder und Gäste und constatirte das erfreuliche Wachstum des Vereines, die Zunahme der Missionsthätigkeit und der Missionsstationen in Afrika und entwickelte einige der Pläne, durch welche eine noch ausgiebigere Thätigkeit des Vereines ermöglicht werden kann. Besonders verwies er auf das kleine Broschürchen „Das kleine Apostolat für Afrika“ (in Commission des Katholischen Schulvereins, Dorotheergasse Nr. 7, um 10 Heller zu bekommen), welches unter die Anwesenden vertheilt worden war und auch an alle Pfarrgruppen versendet werden wird. Der hochw. Herr Franz Sal. Engel sprach in sehr gewinnender Weise über die Unterstützung und Förderung der Missionen unter Hinweis auf die Heiligen 3 Könige und deren Geschenke an den neugeborenen Heiland der Welt, wobei er einlud, recht fleißig Gaben für den im Wäschegefächte Newolka (Stephansplatz Nr. 6, Zwettelhof im Durchhaufe) aufgestellten Missionskasten (Kleider, Stoffe, Spielsachen und

Anderes für die Negerkinder) hineinzugeben. Hochinteressant war der Vortrag des hochw. Vater Hubert Hansen, Priester der Gesellschaft vom göttlichen Worte aus St. Gabriel bei Mödling, der in einer geschichtlichen Darlegung das Wirken des Marienvereines entwickelte und dabei hervorhob, wie in keiner Zeit das Missionswesen so blühte, als in der Gegenwart, dank dem apostolischen Eifer des Missionspapstes Leo XIII. Der hochw. Herr Johann Wolf, fürst-erzbischöflicher Curpriester bei St. Stephan, gab den Cassebericht, aus welchem zu entnehmen war, wie viel für den Marienverein geleistet werden kann, wenn in den einzelnen Pfarren die in den Statuten vorgesehenen Pfarrgruppen errichtet werden. — Mit Segenswünschen für den in der Ferne weilenden Centralpräses, Se. Eminenz Cardinal Gruscha, für den Missionspapst und für Se. Majestät den Kaiser, unter dessen Protectorat die Mission in Centralafrika steht, wurde die Versammlung geschlossen. Nach derselben ließen sich etliche der Anwesenden in den Verein als Mitglieder aufnehmen. Statuten für den Verein sind zu bekommen beim Vicepräses des Wiener Diöcesan-Ausschusses, Canonicus Anton Schöpfleuthner, Wien, Stephansplatz Nr. 6.

Zu unseren Bildern.

Fellachweib mit Wasserkrug (S. 137). Ein Fellachweib im Begriffe, Wasser aus dem Nil zu holen. Im Hintergrunde die Pyramiden.

Schule in Aegypten (S. 143). Schule eines ägyptischen Privatlehrers.

Handelsbarken auf dem Nil bei Kairo (S. 153). Das Bild stellt die Fahrt der von Bulak nach Süden

fahrenden Handelsbarken — darunter eine mit großen Wasserkrügen aus Thon beladen — dar und zwar zur Zeit, da sie sich eben der Durchfahrt durch die große Löwenbrücke nähern. Das große Gebäude im Hintergrunde ist die Kaserne Kasr-el-Nil.

Musicierende Aegypterinnen (S. 157). Professionsmusikerinnen und Sängerinnen, deren es in Aegypten viele gibt.